

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs

Autor(en): **Bernoulli, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **60 (1882)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die
Schlacht bei St. Jakob
an der Birs.

Von
August Bernoulli.

60. Neujahrsblatt

herausgegeben von
der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1882.



Basel.

Schulke'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

1881.

Inhaltsanzeige der frühern Neujaahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

- I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
- II. 1822. (Burdhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Murracher.
- III. *1823. (Hanhart, Rudolf) Basel wird eidsgenösslich. 1501.
- IV. *1824. (Hagenbach, K. K.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- V. 1825. (Hagenbach, K. K.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
- VI. 1826. (Hagenbach, K. K.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- VII. 1827. (Hagenbach, K. K.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- VIII. *1828. (Hagenbach, K. K.) Scheit Ibrahim, Johann Ludwig Burdhardt aus Basel.
- IX. 1829. (Hagenbach, K. K.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- X. 1830. (Hagenbach, K. K.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
- XI. 1831. (Hagenbach, K. K.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- XII. 1832. (Burdhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- XIII. 1835. (Burdhardt, A.) Landvoigt Peter von Hagenbach.
- XIV. 1836. (Burdhardt, A.) Das Leben Thomas Plater's.
- XV. 1837. (Burdhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- XVI. *1838. (Burdhardt, A.) Das Karthäuser Kloster in Basel.
- XVII. 1839. (Burdhardt, A.) Der Kappenfrieg im Jahr 1594.
- XVIII. 1840. (Burdhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- XX. 1842. (Burdhardt, A.) Hans Holbein der jüngere von Basel.
- XXI. *1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jacob.
- XXII. 1844. Jubiläumsschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jacob an der Birse.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- XXIII. *1845. (Fechter, D. A.) Die Murracher und die Römer, Augusta Murracorum und Basilia.
- XXIV. 1846. (Burdhardt, Jakob, Professor) Die Alamannen und ihre Befehrung zum Christenthum.
- XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- XXVI. 1848. (Burdhardt, Theophil) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- XXVII. 1849. Jubiläumsschrift: (Burdhardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
- XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burhard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.

Anmerkung. Alle die mit * bezeichneten Jahrgänge sind vergriffen.



Burkhard Münch als Parlamentär vom Steinwurf getroffen.

Lichtdruck von Gebr. Carl & Nicolaus Benziger in Einsiedeln.

Die
Schlacht bei St. Jakob
an der Birs.

Von
August Bernoulli.

60. Neujahrsblatt

herausgegeben von
der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
1882.

1881. 32

Basel.
Schulke'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.
1881.

Die

Schlicht bei St. Jakob

an der Gasse.

August Bernoulli

00. Sternjahrblatt

herausgegeben von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1882

Basel

1882

Die Beziehungen Basels zur Eidgenossenschaft reichen weit zurück, bis in die Zeiten des großen Erdbebens. Die Stadt hatte sich kaum erst aus ihren Trümmern erhoben, als im Sommer 1365 sich die Kunde verbreitete von einem fremden Heere, das über die Vogesen in's Elfaß gedrungen sei und rheinaufwärts, alles verwüstend, gegen Basel ziehe. Damals sandten alle 8 Orte der Eidgenossenschaft, auf Basels Bitte, der bedrohten Stadt ihre Hilfe. Vor allen kamen 1500 Mann von Bern, und diesen wurde der schwächste Punkt, die unbefestigte Steinvorstadt, zur Bewachung anvertraut. Bald jedoch konnten alle diese Zuzüge wieder heimkehren, denn die Schaaren Arnolds von Cervola ließen Basel unberührt und zogen westwärts, gegen Burgund. — Zehn Jahre verflossen, bis 1375 neue Schaaren, weit zahlreicher als die frühern, das Elfaß abermals mit Schrecken erfüllten. Es waren die englischen Söldner, welche Ingram von Coucy gegen Leopold von Oestreich führte. Ihr Ziel waren des Herzogs Besitzungen jenseits des Jura, an der Aare; deshalb sandte Bern diesmal keine Hilfe nach Basel, sondern behielt seine Mannschaft im eigenen Lande. Es war Anfangs December, als man von Basels Thürmen aus die Schaaren Coucy's kommen sah. In nächster Nähe ritten sie an der Stadt vorbei, dem Hauenstein zuwendend; ein stattlicher Haufe von stolzen Reifigen folgte dem andern, bis endlich nach drei Tagen die letzten vorüberzogen. — Zwei Monate vergiengen, da sah man sie wiederkehren auf abgemagerten Rossen und gesenkten Haupten, mit gelichteten Reihen; sie kamen von Jns, von Büttisholz, von Fraubrunnen! Von ihnen hatte Basel nichts mehr zu fürchten.

Gefährlicher als dieses fremde Heer, das bald in der Ferne verschwand, war für Basel sein mächtigster Nachbar, Herzog Leopold von Oestreich. Ihm gehörte der größte Theil des umliegenden Gebietes, der Suntgau, der Breisgau, der Schwarzwald, das Frickthal. In Basel selbst waren die angesehensten Rittergeschlechter seine Lehenträger und dadurch von ihm abhängig. Seine Absicht, die Stadt allmählig unter seine Botmäßigkeit zu bringen, trat immer deutlicher zu Tage, als er sich 1375 von dem tief verschuldeten Bischof Johann von Bienne pfandweise Klein-Basel abtreten ließ und auch in Groß-Basel dem geldgierigen Kaiser ein wichtiges Hoheitsrecht nach dem andern abkaufte. Von Jahr zu Jahr machte sich der Einfluß des allvermögenden Herzogs fühlbarer und erfüllte die Bürger mit Besorgniß. Da verbreitete

sich im Juli 1386 die erschütternde Kunde, daß bei Sempach die Kriegsmacht des Herzogs von den Eidgenossen sei vernichtet worden, und daß er selber erschlagen sei. Sofort sandte der Rath von Basel seine Boten mit schweren Geldsummen nach Böhmen zum Kaiser und ließ sich von diesem alle jene Hoheitsrechte übertragen, welche bisher der Herzog in der Stadt ausgeübt hatte. Auch die Pfandschaft über Klein-Basel traten jetzt die Söhne Leopolds, in ihrer Bedrängniß, der Stadt gerne um eine Geldsumme ab. So hatten denn die Eidgenossen, durch ihren Sieg bei Sempach, der Stadt ihre schwer bedrohte Unabhängigkeit gerettet.

Basel benützte diese günstige Zeit, um die so nothwendige Befestigung der Stadt zu vollenden; denn immer noch waren die drei Vorstädte gegen Süden und Osten, d. h. die Steinen-, Meschen- und St. Alban-Vorstadt, nur nothdürftig verwahrt. Eine regelrechte Ringmauer mit Thürmen und Graben wurde jetzt in Angriff genommen und 1398, nach beharrlicher zwölfjähriger Arbeit, vollendet. Um sich aber vor dem neu erstarkenden Hause Oestreich zu schützen, that Basel noch weitere Schritte. Im Juni 1400 schloß der Rath auf zwanzig Jahre ein Bündniß mit Bern und Solothurn, also mittelbar mit den Eidgenossen überhaupt. Zugleich benützte die Stadt die Geldnoth des Bischofs und erwarb von ihm pfandweise die Schlüssel zum obern und untern Hauenstein, nämlich das Städtchen Diestal und die Schlösser und Herrschaften Homburg und Waldenburg. Dadurch war die ungestörte Verbindung mit den Bundesgenossen gesichert. — Während der Dauer dieses Bündnisses kam Basel ein einziges Mal in den Fall, die Hilfe seiner Bundesgenossen zu begehren. Als 1409 die östreichischen Landvögte die Stadt befehdeten, da sandten Bern und Solothurn einige hundert Mann nach Basel, und diese zogen mit hinaus, als beide Schlösser Istein erobert und gebrochen wurden. Diese Fehde wurde jedoch bald wieder beigelegt, und da überhaupt das Haus Oestreich seine früheren Absichten auf Basel längst aufgegeben hatte, so entwickelte sich im Laufe der Jahre zwischen der Stadt und dem Fürstenhause ein freundnachbarliches Verhältniß, so daß, als das zwanzigjährige Bündniß mit Bern seinem Ende nahte, eine Erneuerung desselben nicht nöthig schien.

In dieser Zeit, wo die äußern Verhältnisse das Emporblühen der Stadt in jeder Hinsicht begünstigten, geschah es ohne das Zuthun ihrer Bürger, daß die Augen der gesammten Christenheit sich auf Basel richteten. Das Concil zu Siena hatte 1424 beschlossen, daß die nächste Kirchenversammlung, nach sieben Jahren, in Basel stattfinden solle, und dieser Beschluß verwirklichte sich 1431, als aus allen Enden Europas die hervorragendsten Prälaten und Gelehrten in ihre Mauern einzogen. Als Sitz des allgemeinen Concils nahm Basel eine Reihe von Jahren hindurch eine hervorragende Stelle ein unter den Städten des Abendlandes, und selbst mit Rom schien unsere Vaterstadt sich messen zu wollen, als 1439 in ihren Mauern die Absetzung des römischen Papstes Eugen IV. ausgesprochen wurde, und die Wahl eines neuen, Felix V., sich feierlich vollzog.

Doch dasselbe Jahr 1439 brachte der Stadt, neben all diesem Ruhm und Glanz, auch vielfache Noth und schwere Besorgnisse. Durch eine Reihe von Fehljahren war eine anhaltende Theuerung entstanden, und als die Ernte von 1439 der Hungersnoth ein Ende machte, da wüthete in der Stadt, bis gegen Ausgang des Jahres, eine verheerende Pest, welche unter Gästen und Bürgern zahlreiche Opfer forderte. Mit Krieg zwar blieb die Stadt verschont; doch drohte auch diese Plage aus nächster Nähe. Wie einst vor mehr als zwei Menschenaltern die Schaaren Cervola's und Coucy's Schrecken verbreitet hatten, so zog jetzt wieder, im März 1439, ein fremdes Heer, aus Lothringen kommend, durch das Elsaß herauf. Es waren entlassene Söldner aus dem französisch-burgundischen Kriege, welche seit dem Frieden von Arras (1435) im nördlichen Frankreich plündernd umherzogen. Nach einem ihrer früheren Führer hießen sie „die Armagnaken.“ Doch noch häufiger nannte das Volk sie nur kurzweg „die Schinder“ wegen ihrer Grausamkeit. Denn nicht nur plünderten und verheerten sie das Land, sondern wer in ihre Hände fiel — gleichviel ob arm oder reich — dem suchten sie durch unerhörte Martern noch Geld zu erpressen. Als nun diese Schaaren im Elsaß erschienen und Straßburg bedrohten, da schrieb Basel um Hilfe an alle Orte der Eidgenossenschaft. Indeß nun von überall her zusagende Antworten einliefen, zeigte sich Mitte März ein feindlicher Haufe nicht weit von der Stadt. Doch bald verschwand er wieder, und nach wenigen Tagen erhielt der Rath sichere Kunde, daß das Heer aus dem Sundgau hinweg und gegen Burgund ziehe. So war denn die Gefahr vorüber, und der Rath brauchte jetzt nur noch Boten zu entsenden, um den Eidgenossen für ihre Bereitwilligkeit zu danken. — Nicht so tröstliche Erfahrungen machte Basel mit andern Nachbarn, als es galt, der Hungersnoth vorzubeugen. In früheren Jahren, als das Korn in Basel noch wohlfeiler war, da hatten die Städte des Unter-Elsasses, namentlich Straßburg, hier eingekauft, um ihrer Noth zu steuern. Jetzt aber, da Basel in jenen Gegenden zu kaufen suchte, wurde es vielfach durch Ausfuhrverbote gehindert, so namentlich zu Straßburg und in den österreichischen Gebieten im Ober-Elsaß. Die Regierung über diese letzteren führte damals, als Statthalter der vorderösterreichischen Lande, Markgraf Wilhelm von Hochberg, der schon durch seine eigenen Besitzungen, nämlich Röteln und Saufenberg, zu Basels nächsten Nachbarn gehörte. Das eigennützigte Benehmen all dieser Nachbarn wurde in Basel bitter empfunden; umfomehr erschienen fortan die Eidgenossen als die einzigen zuverlässigen Freunde. Beides, sowohl die Selbstsucht der Nachbarn, als die Bereitwilligkeit der Eidgenossen, sollte unvergessen bleiben; deshalb befahl der Rath dem Stadtschreiber, daß er das alles „zu einer ewigen Gedächtniß“ in's Nothe Buch schreibe. Auch der Markgraf, als österreichischer Statthalter, wurde darin mit Namen genannt, und ebenso sein Rathgeber, Herr Peter von Mörsberg.

Basel hatte in der That alle Ursache, schon für die nächste Zukunft sich genau zu merken, auf welche Freunde in der Noth es zählen könne, und auf wen nicht. Denn als Sitz des

Concils mußte die Stadt gewärtig sein, daß die Gegner dieser Versammlung auch ihr nichts Gutes wünschten. Der Hauptgegner aber war der damalige Papst Eugen IV. Gegen ihn hatte das Concil, nach jahrelangem vergeblichem Kampfe, zur letzten Waffe gegriffen: es hatte seine Absetzung ausgesprochen und einen neuen Papst gewählt in der Person des alten Herzogs von Savoyen. Der Gewählte ließ sich zwar zur Annahme der Wahl bereben und hielt im Juni 1440 zu Basel seinen glänzenden Einzug, auf welchen einige Wochen später die feierliche Krönung als Papst Felix V. folgte. Aber Eugen IV. fuhr fort, in Rom als Papst zu residieren und sprach den Bann aus über das Concil, über seinen Papst und über seinen ganzen Anhang überhaupt. Der Riß in der Christenheit war eine vollendete Thatsache, und nun galt es zu wissen, wer sich offen auf Seite des Concils stellen und den neuen Papst anerkennen werde. Aber die meisten Fürsten gaben den Boten des Concils nur ausweichende Antworten, vor allen der neugewählte deutsche König, Friedrich IV. von Oestreich, welcher beide Parteien auf später vertröstete. Unbedingt für Felix V. erklärten sich nur einige kleinere Fürsten und neben diesen — die Eidgenossen. Nur von dieser Seite war also Hilfe zu hoffen für den Fall, daß es dem römischen Papste gelingen würde, einen weltlichen Arm zur Bekämpfung des Concils zu gewinnen. Doch diese einzig mögliche Stütze Basels war damals selber erschüttert durch innere Spaltung. Denn seit dem Tode des letzten Grafen von Toggenburg (1436) lagen Schwyz und Zürich in fortwährendem Hader um sein Erbe. Als aber, im November 1440, sämtliche Orte der Eidgenossenschaft sich offen auf Seite von Schwyz stellten, da gab Zürich nach und nahm den Frieden von Rülchberg an, durch welchen aller Streit beigelegt und der innere Schaden der Eidgenossenschaft wieder geheilt schien. Nun säumte Basel nicht länger, sondern bewarb sich bei seinen vormaligen Bundesgenossen, bei Bern und Solothurn, um ein neues Bündniß auf zwanzig Jahre. Am 2. März 1441 wurde dieser Bund in allen drei Städten feierlich beschworen, und so war Basel auf's neue, wenn auch nur mittelbar, mit der Eidgenossenschaft verbündet.

Dieser Schritt war nicht geeignet, für Basel die Gunst des neuen Reichsoberhauptes zu erwerben; denn König Friedrich wünschte nichts sehnlicher, als die alte Macht seines Hauses wieder herzustellen, welche früher durch die Eidgenossen so schwer war geschädigt worden. Aber umgekehrt war auch Oestreich für Basel ein gefährlicherer Nachbar als früher, seitdem ein Fürst dieses Hauses die deutsche Königskrone trug; denn den freien Städten gegenüber hatte die Reichsgewalt noch immer eine gewisse Bedeutung. Ueberhaupt hatte sich das Verhältniß zwischen der Stadt und den östreichischen Landvögten und Edelleuten der Umgegend in letzter Zeit mehr und mehr getrübt. Hin und wieder in den einzelnen Herrschaften waren neue Zölle errichtet worden, und die Städter beklagten sich vergeblich über diese Neuerungen, die

*Friedr. III (d. r.)
Die neue
St. auch: Neujahrs-
Blatt 61. S. 30*

ihren Handelsverkehr belasteten. Als aber während der Theurungsjahre vollends noch die Kornsperrre hinzutrat, da schien es wirklich, als ob von östreichischer Seite planmäßig auf Basels Schaden abgezielt würde. In der That waren die meisten Edelleute dem Bürgerthum, das sie in der Stadt emporblühen sahen, nicht günstig gesinnt. Es verdroß sie, dort Kaufleute und Handwerker regieren zu sehen, und der zunehmende Wohlstand der Bürger erfüllte sie mit Neid. Wenn nun die Stadt über Zölle und Kornsperrren klagte, so warfen sie ihrerseits den Baslern vor, daß jeder Leibeigene, der sein Dorf und seine Herrschaft verlasse, in Basel Schutz und Aufnahme finde und das Bürgerrecht erlange. Diese Verstimmung des Adels mußte sich noch steigern, als es bekannt wurde, daß die Basler mit den Bernern, also mit den Eidgenossen, sich verbunden hätten. Denn diese galten als die „Zerstörer alles Adels,“ und in der That lebten damals in unserer Gegend wohl wenig Edelleute, denen nicht entweder ihr Großvater, oder selbst ihr Vater, oder sonst ein Verwandter einst bei Sempach von den Eidgenossen wäre erschlagen worden. Der Adel erblickte daher fortan in den Baslern die Helfershelfer seiner Todfeinde.

Während so, bei äußerem Frieden, die Feindschaft gegen Basel sich schürte, glimmte auch in der Eidgenossenschaft das Feuer des Hasses unter der Asche fort. Durch den Frieden zu Kilchberg, den die Eidgenossen ihm aufgedrungen hatten, fühlte sich Zürich in seinen Rechten gekränkt; sein Bürgermeister Rudolf Stüssi sann auf Rache und suchte einen Verbündeten. Der deutsche König aber trachtete nach einer Gelegenheit, seinem Hause den Aargau, die Wiege seines Stammes, wieder zu erwerben, den die Eidgenossen vor 25 Jahren ihm entrissen hatten. Stüssi wandte sich an den König, und am 17. Juni 1442 schloß Zürich ein Bündniß zu Schutz und Trutz mit dem Hause Oestreich. König Friedrich ließ sich während dieser Zeit in Aachen krönen, kam aber bald darauf nach Zürich, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Von hier zog er durch den Aargau und über Bern und Freiburg nach Burgund, von wo er Anfangs November in Basel eintraf. Hier hatte er eine geheime Unterredung mit Papst Felix V., der in Folge dessen Basel verließ und nach Lausanne übersiedelte. Der König aber zog nach Constanx, wo ihn die Gesandten aller eidgenössischen Orte um Bestätigung ihrer alten Freiheiten baten. Friedrich stellte jedoch die Bedingung, daß ihm vorher der Aargau zurückgegeben werde, und so schieden die Boten im Unwillen von Constanx, indes der König weiter zog nach Oestreich. Noch wurde eine Gesandtschaft nach Zürich geschickt, um die Stadt zum Rücktritte vom östreichischen Bündniß zu bewegen, da dieses die gesammte Eidgenossenschaft mit sehr begründeter Besorgniß erfüllte. Doch alle Bemühungen blieben fruchtlos. Im Januar 1443 nahm Zürich eine Schaar östreichischer Söldner als Besatzung auf, und die Zürcher hefteten auf ihre Kleider rothe Kreuze — das Feldzeichen Oestreichs — anstatt der weißen Kreuze, wie die Eidgenossen von Alters her sie zu tragen pflegten. Beiderseits wurde gerüstet. Ein letzter Versuch zu gütlichem Ausgleich, der im Mai auf einem Tage zu Einsiedeln gemacht

wurde, scheiterte völlig, und so sandten alle eidgenössischen Orte ihre Kriegserklärung sowohl an Zürich als an den Markgrafen Wilhelm von Hochberg, den Statthalter und Obervogt der vorderösterreichischen Lande.

Den Kriegsschauplatz bildete zunächst das zürcherische Gebiet, in welchem die Eidgenossen mehrere Wochen hindurch erobernd und verheerend umherzogen. Der Bundesvertrag Basels mit Bern und Solothurn verpflichtete nur zur gegenseitigen Hilfe im Umkreise von vier Meilen um jede der drei Städte, und so konnte Basel dem Kriege noch ferne bleiben. Bei einem neuen Feldzug jedoch, den die Eidgenossen im Juli gegen Zürich unternahmen, sollte laut Verabredung Bern sich nicht betheiligen, sondern statt dessen an den Rhein ziehen, gegen Laufenburg, wo Hans von Rechberg als österreichischer Vogt hauste. Dieser hatte sich von dort aus verschiedene Gewaltthaten erlaubt, theils gegen die Angehörigen Berns und theils gegen Basler Kaufleute; deshalb konnte Basel seine Hilfe nicht versagen, als Bern zu diesem Zuge sich rüstete. Immerhin wurde vorher noch allem aufgeboten, um dem verderblichen Kriege Einhalt zu thun. Eine Gesandtschaft des Concils und der Stadt Basel suchte die Eidgenossen im Felde vor Zürich auf, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Doch ihre Bemühungen waren vergeblich; vor ihren Augen geschah die Schlacht bei St. Jakob an der Sihl, die mit einer blutigen Niederlage der Zürcher endete. So zogen denn die Basler mit Bern gegen Laufenburg. Aber während sie dieses Städtchen belagerten und hart bedrängten, traf vom Zürchersee die unerwartete Nachricht ein, daß es dem Bischof von Constanz gelungen sei, zwischen den kriegführenden Parteien einen Waffenstillstand auf acht Monate zu vermitteln, unter der Bedingung, daß Oestreich während dieser Zeit seine Besatzung aus Zürich zurückziehe. Nun kam auch vor Laufenburg ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die Belagerung aufgehoben wurde, wogegen Oestreich an Bern und Basel eine beträchtliche Kriegsentschädigung zu zahlen versprach. Alle weiteren Beschwerdepunkte zwischen Basel und Oestreich, namentlich wegen der Zölle und der freien Zufuhr, sollten auf einem Tage zu Rheinfelden durch Bevollmächtigte des Concils verhandelt und beigelegt werden, und auch für die Unterhandlungen zwischen Zürich und den Eidgenossen war ein Tag zu Baden in Aussicht genommen. So schien denn die drohende Kriegsgefahr beseitigt, und ein völliger Friede in naher Aussicht. Doch hinter der Ruhe der Waffen glimmte der Haß in den Gemüthern fort. Die siegreichen Eidgenossen hatten den Waffenstillstand angenommen, weil sie ihre Eroberungen behielten, während Oestreich sich verpflichten mußte, seine Besatzung aus Zürich zurückzuziehen; Oestreich aber hatte sich diesen Bedingungen nur gefügt, weil es Zeit gewinnen wollte, um sich durch Verbündete zu stärken.

Markgraf Wilhelm von Hochberg, der als Statthalter der vorderösterreichischen Lande mit der Oberleitung des Krieges betraut war, hatte sich von Anfang an nicht verhehlt, daß König Friedrich schon in seinen Erblanden an der Donau viel zu sehr beschäftigt war, als daß er in die vorderen Lande, zum Kriege gegen die Eidgenossen, eine ergiebige Hilfe hätte

senden können. Die eigenen Kräfte der Vorlande aber, d. h. des östreichischen Adels in Elsaß und Schwaben, reichten kaum hin zur Vertheidigung der bedrohlichsten Punkte. Ein entscheidender Erfolg gegen die Eidgenossen war also nur zu hoffen, wenn es gelang, von auswärts ein überlegenes Heer gegen sie in's Feld zu führen. Deshalb hatte der Markgraf schon Anfangs Juni 1443, gleich nach Ausbruch des Krieges, den Ritter Peter von Mörsberg nach Burgund gesandt, um den Herzog Philipp, der eine große Zahl von Armagnaken in seinem Sold hielt, um Hilfe zu bitten. Der Herzog stellte jedoch Bedingungen, welche für König Friedrich kaum annehmbar schienen; deshalb wandte dieser schon im August sich an König Karl VII. von Frankreich mit einem Brief, worin er ihn um Zusendung eines Heeres gegen die Eidgenossen zu bewegen suchte. Doch auch hier zogen sich die Unterhandlungen in die Länge; denn zur Zeit brauchte Frankreich seine Armagnaken noch selber, da der Krieg mit England noch immer fortwährte. So mußte denn der Markgraf mit dem östreichischen Adel sich gedulden und es geschehen lassen, daß im Oktober, auf dem Tage zu Rheinfelden, die Abgeordneten des Concils zwischen Basel und Oestreich einen Frieden vermittelten, der über die meisten Streitpunkte zu Gunsten Basels entschied. Der Tag zu Baden hingegen, der für die Friedensverhandlungen zwischen den Eidgenossen und Zürich bestimmt war, wurde mehrmals hinausgeschoben, bis er endlich im März 1444 zu Stande kam. Jedoch hatten die Boten Zürichs keine hinreichende Vollmachten, und so mußten sie den Vertrag, welcher hier vereinbart wurde, nach Zürich zur Genehmigung bringen. In Zürich aber hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Oestreich in nächster Zeit eine mächtige Hilfe aus Frankreich erhalten werde. Ein Tumult erhob sich gegen den Friedensvertrag und gegen alle, die ihn befürworteten. Sie wurden Verräther gescholten, in's Gefängniß geworfen und ihrer drei sogar enthauptet. Nun waren alle Friedensausichten dahin. Zornigen Sinnes gieng die Versammlung zu Baden auseinander, und kaum war der letzte Tag des Waffenstillstandes abgelaufen (23. April), so erschienen die Eidgenossen im Felde, Zürichs Gebiet auf's neue zu verwüsten. Den ganzen Monat Mai hindurch belagerten sie Greifensee und untergruben die Mauern des Schlosses, bis den Vertheidigern keine andere Wahl mehr blieb, als auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben. Es war am 28. Mai, am Donnerstag vor Pfingsten, daß die Belagerer im Blute der Besiegten ihre Rache kühlten, indem sie 62 Gefangene enthaupteten. Die Sieger ahnten wohl nicht, daß an eben diesem Tage, im fernen Frankreich, eine Thatfache sich vollzog, die von ihren Feinden längst ersehnt war. Zu Bretigny schloß Karl VII. mit den Engländern einen Waffenstillstand auf anderthalb Jahre. Nichts konnte ihm nunmehr erwünschter sein, als das entbehrlich gewordene Kriegsvolk, diese schreckliche Landplage, auf gute Art los zu werden und in's Ausland zu senden. Als daher im Juni Graf Wilhelm von Rützelstein auf's neue für Oestreich unterhandelte, konnte er bald die förmliche Zusage des Königs heimbringen, daß sein Sohn, der Dauphin, mit einem Heere gegen die Eidgenossen ziehen werde.

Als Sammelplatz für dieses Heer wurde die weite Ebene bei Langres in der Champagne bestimmt. Dort sah man im Laufe des Juli alle die einzelnen Söldnerschaaren eintreffen, welche aus der Normandie und anderen entlegenen Enden herbeigerufen waren, und vor Ende des Monats war das ganze Heer versammelt. Die Reiterei, der Kern dieser Streitmacht, zählte mindestens 16000 Pferde. Mit dem Fußvolk und den Troßknechten aber mochte das ganze Heer wohl gegen 30,000 Mann zählen. An der Spitze des Ganzen stand des Königs ältester Sohn, der Dauphin und spätere König Ludwig XI. Karl VII. hatte schon frühe erfahren müssen, wie sehr dieser sein Sohn nach der Herrschaft strebe; schon 1440 hatte er ihn, den kaum siebzehnjährigen Jüngling, als einen Empörer begnadigen müssen. Der König war daher froh, den unruhigen Geist seines Sohnes durch diesen Feldzug beschäftigen zu können. Dem jugendlichen Führer war übrigens, unter dem Titel eines Bannerträgers, der kriegserfahrene und längst erprobte Johann von Buëil zur Seite gestellt, dessen Zuverlässigkeit auch nöthigenfalls dafür bürgte, daß das anvertraute Heer nicht etwa zu neuer Empörung gegen den König mißbraucht werde. Er war das leitende Haupt, der wirkliche Feldherr dieses für jene Zeit zahlreichen Heeres. Unter dieser obersten Leitung stunden wohl 40 Hauptleute, von welchen jeder seine Söldnerbande oder Compagnie führte. Im Durchschnitt zählte jede dieser Compagnien etwa 60 bis 80 schwergerüstete, mit Lanzen bewaffnete Reifige, und zu jeder dieser Lanzen gehörten überdies 3 bis 4 reitende Armbrustschützen und Knappen, sammt einigen Bogenschützen zu Fuß, die Troßknechte nicht gerechnet. Nach Sprache und Herkunft waren diese Schaaren unter sich sehr verschieden. Denn es gab nicht nur Banden von Bretonen und Gascognern, die ihre eigene Sprache redeten, sondern auch besondere Schaaren von Schotten, von Engländern, von Lombarden und von Spaniern. Kaum mehr als die Hälfte des Heeres waren wirkliche Franzosen, und selbst die Leibwache des Dauphin, 400 Pferde stark, war eine Schaar von spanischen Abenteurern. Dieses Heer, ein buntes Gemisch aus aller Herren Ländern, führte vielen Troß mit sich. Neben einer Unzahl von Knechten, von welchen manche einst als Knaben waren geraubt worden, zogen auch Tausende von Weibern, zum Theil auf Pferden reitend, mit den Söldnern in der Welt umher. Das Gepäck wurde auf Packpferden und auf Karren nachgeführt, und ebenso die Vorräthe von Pfeilen, von Sturmgeräth u. dergl. Da überdies der Dauphin noch zahlreiches Belagerungsgeschütz mit sich führte, so stieg die Gesamtzahl der Reit- und Zugthiere im Ganzen wohl auf 25,000 Pferde.

Alle diese Schaaren, welche hier bei Langres sich eingestellt hatten, waren seit vielen Jahren gewohnt, vom Kriege zu leben, d. h. zu rauben und zu plündern, und überhaupt vor keiner Gewaltthat zurückzuschrecken, wenn es galt, ihre Habgier oder ihren Hang zur Schwelgerei zu befriedigen. Je eher nun diese Gäste den französischen Boden verließen, desto besser für den König und sein Land. Ueberdies erschien schon zu Langres Peter von Mörsberg mit

einigen Edelleuten und bat den Dauphin um möglichst baldige Hilfe, da seit Anfangs Juli die Stadt Zürich von den Eidgenossen belagert wurde. Kaum war daher das Heer bei Langres vereinigt, so setzten sich, in den letzten Tagen des Juli, die vordersten Haufen in Bewegung, um die Champagne zu verlassen und durch burgundisches Gebiet den Weg nach Mömpelgard einzuschlagen. Wiewohl nun der Herzog von Burgund schon vor 9 Jahren mit Frankreich Frieden geschlossen hatte, so hausten dennoch die zügellosen Schaaren schon hier wie in Feindesland. Ueberall wurden die Dörfer ausgeplündert und nicht selten beim Ausbruch in Brand gesteckt. Was diese Horden nicht mitnehmen konnten oder mochten, das wurde muthwillig verwüstet und zerstört. Selbst Getreidevorräthe, die sie nicht verzehren konnten, ließen sie durch ihre Pferde zertreten, und viele Obstbäume hieben sie um, einzig aus Schadenfreude. An vielen Orten flohen die Landleute in die festen Schlösser, oder sie verbargen sich im Dickichte der Wälder. Denn wehe jedem, der den Unholden in die Hände fiel! Nach Jahren noch sah man in jener Gegend Krüppel und Sieche sich herumschleppen, welche erzählten, wie sie von den Schindern seien unbarmherzig geschlagen und übel zugerichtet worden, weil sie kein Lösegeld bezahlen konnten. Andere waren entsetzt durch schreckliche Brandwunden, weil sie an Spieße gebunden und neben ein Feuer waren gelegt worden. Noch andere waren unter der Hand ihrer Peiniger gestorben. Solche Gräuelpöbel verübten die Schaaren, welche zur Hilfe gegen die Eidgenossen so sehnlich herbeigewünscht wurden.

Das nächste Ziel des Dauphin war Mömpelgard. Dieser wohlbefestigte Ort, damals den Grafen von Württemberg zugehörig, sollte ihm als Stützpunkt dienen für seine weiteren Unternehmungen; von hier gedachte er sich zunächst gegen Basel zu wenden. Doch bis das ganze Heer, Zug für Zug, von Langres aufgebrochen und in die Gegend von Mömpelgard gelangt war, vergiengen volle drei Wochen; denn um ihren Lebensunterhalt zu finden, mußten die einzelnen Schaaren auf ihrem Zuge sich weit über das Land verbreiten. Vergeblich hatte der württembergische Landvogt dem Dauphin eine große Geldsumme angeboten, damit das Heer neben der Stadt und ihrem Gebiete vorbeiziehe. Der Dauphin beharrte auf seinem Begehren, daß ihm Schloß und Stadt Mömpelgard, für die Dauer seines Feldzuges, als Waffenplatz übergeben werde. Der unvermeidliche Peter von Mörsberg, der schon früher den Dauphin in Langres begrüßt hatte, stellte sich auch jetzt wieder ein und vermittelte am 17. August einen Vertrag, kraft dessen Mömpelgard dem Dauphin und seinem Heere die Thore öffnete. Zugleich unterrichtete er die ersehnten Gäste, daß sie von hier kaum noch zwei Tagereisen hätten bis zum Rheine und bis Basel.

Peter von Mörsberg kam von Altkirch, wo Wernher von Staufen, der Stellvertreter des in Zürich belagerten Markgrafen von Hochberg, den östreichischen Adel des Elsasses versammelt hatte, um sich dem erwarteten Heere anzuschließen. Mit Mörsberg aber kamen nach Mömpelgard noch Burkhard Münch von Landskron, Hermann von Eptingen von Blochmont

und andere mehr, welche sich anerbaten, dem Dauphin und seinen Schaaren als landskundige Führer zu dienen. Zugleich stellten sie ihm vor, daß baldige Hilfe Noth thue, und Gefahr im Verzuge sei. Schon seit sieben Wochen lag die Hauptmacht der Eidgenossen vor Zürich mit dem festen Vorsatze, nicht zu weichen, bis die Stadt in ihrer Gewalt sei. Der Markgraf von Hochberg war absichtlich in der bedrohten Stadt geblieben, damit ja nicht diejenigen, welche den Frieden wünschten, in der Bürgerschaft die Oberhand gewinnen könnten. Wenn aber der Entsatz noch lange auf sich warten ließ, so war zu befürchten, daß alle seine Mühe vergeblich bleiben, und er selber den Eidgenossen in die Hände fallen würde. So wichtig nun die Erhaltung Zürichs war, so lag noch weit näher, kaum 5 Stunden von Basel, das feste Schloß Farnsburg, das seit 14 Tagen ebenfalls von den Eidgenossen bedrängt wurde. Die Burg gehörte dem jungen Freiherrn Thomas von Falkenstein, der vor kurzem durch seinen verrätherischen Ueberfall der Stadt Brugg die Berner gegen sich erbittert hatte. Diese That zu rächen, lagen jetzt 1500 Berner und Solothurner vor dem Schlosse und setzten ihm hart zu mit den großen Büchsen, welche das nahe Basel kraft des Bündnisses ihnen lieferte. Falkenstein selber war nicht auf der Burg; wohl aber befand sich auf derselben, neben andern Helfershelfern, der ebenso schlaue als verwegene Hans von Rechberg, der den Ueberfall von Brugg geleitet hatte. Es war zu befürchten, daß das hartbedrängte Schloß nicht sehr lange sich werde halten können, und für diesen Fall hatten die Mordbrenner von Brugg kein besseres Loos zu gewärtigen, als die Vertheidiger von Greifensee. Es galt also nicht allein Zürich dem Hause Oestreich zu erhalten, sondern vor allem die Besatzung von Farnsburg vor dem Schwerte des Henkers zu retten. Der beste Weg aber nach diesem Schlosse führte über Basel; die östreichischen Edelleute waren es daher wohl zufrieden, als der Dauphin diese Stadt als sein nächstes Ziel bezeichnete. So brach denn eine Schaar nach der andern wieder auf, und bald war das ganze Heer in Bewegung; alles zog gegen Basel.

Die Nachricht, daß das feste Mompelgard dem Dauphin ohne Schwertstreich die Thore geöffnet, erregte in Basel nicht geringe Bestürzung; doch hatte sich die Stadt schon seit vielen Wochen auf das, was kommen sollte, gerüstet. Für den Fall einer Belagerung hatte der Rath von auswärts große Getreidevorräthe gekauft, und diese wurden im neuen Kornhause (dem jetzigen Zeughaus) aufgespeichert, das kurz vorher, in Folge der Theurung von 1439, am Petersplatz war erbaut worden. Außerdem noch mußte jeder Bürger für seinen Bedarf sich mit Getreide versehen. Die Stadtmauern wurden in wehrhaften Stand gesetzt, und die Befestigungen an einzelnen Stellen noch durch Neubauten verstärkt. So wurde z. B. in Klein-Basel der Eckthurm an der Karthause gebaut, der noch jetzt die Ecke des Waisenhauses bildet. Groß-Basel hatte eine innere und eine äußere Ringmauer, beide durch Graben und zinnenbekrönte Thürme geschützt. Die erstere (jetzt die alten Graben von der obern Rheinbrücke bis zur Predigerkirche) war schon im elften Jahrhundert angelegt und umfaßte die dicht mit

Häusern bebaute innere oder „rechte Stadt.“ Die äußere Mauer hingegen (vom St. Alban bis zum St. Johanthor) umschloß neben den Vorstädten noch die ausgedehnten, meist mit Neben bepflanzten Gärten, welche zwischen den spärlichen Häusern sich ausbreiteten. An Raum fehlte es somit nicht hinter diesen Mauern; doch eben deshalb bildeten sie eine weiträumige Anlage, deren gehörige Vertheidigung viele Mannschaft erforderte — ja vielleicht mehr, als die Bürgerschaft überhaupt stellen konnte. Der Rath sorgte daher nicht nur für die Bewohner der Umgegend, sondern zugleich auch für die Wehrkraft der Stadt, als er schon zu Anfang August auf dem Kornmarke ausrufen ließ, daß jeder, der Leib und Gut in die Stadt flüchten wolle, dies ungehindert thun möge. Viele Bauern aus der Umgegend folgten diesem Rufe und kamen mit ihren Familien, mit ihrer Habe und ihren Vorräthen in die Stadt. Andere aber blieben in ihren Dörfern oder flüchteten, auf Geheiß ihrer Herren, in die Landstädtchen und auf die festen Schlösser der Edelleute. Denn das Flüchten nach Basel wurde vom östreichischen Statthalter und dem Adel nicht gerne gesehen und deshalb auch vielfach verboten. Um nun auf die eingewanderten Flüchtlinge desto sicherer zählen zu können, ließ der Rath am 12. August einen neuen Ruf ergehen, nämlich daß jeder, der den Bürgereid schwören wolle, auf dem Rathhause sich melden möge, um unentgeltlich das Bürgerrecht zu empfangen. So wurden in wenigen Tagen mehr als 300 neue Bürger aufgenommen. Zugleich aber wurde alles verdächtige Gefindel ausgewiesen, und der Rath suchte durch strenge Ordnung den Gefahren vorzubeugen, welche der Stadt im Innern drohten. Namentlich wurde befürchtet, es könnte — wie es in jener Zeit so oft geschah — durch gedungene Mordbrenner Feuer eingelegt werden. Deshalb wurde befohlen, daß in jedem Hause ein Vorrath von Wasser bereit gehalten werde, und daß jeder wohl darauf achte, ob er irgendwo Leute in verdächtiger Weise um Häuser und Scheunen herumerschleichen sehe. Damit auch, bei Angriffen von Außen, im Innern der Stadt keine Verwirrung entstehe, wurden genaue Anordnungen getroffen, damit in Allarmfällen jeder wisse, wo er hingehöre und wem er zu gehorchen habe. Weiber und Kinder sollten alsdann in den Häusern bleiben, damit auf den Gassen kein unnützes Geschrei entstehe. Auch zum Schutze der Landschaft wurde das Nöthige angeordnet. Schon zu Ende Juli wurden Werkmeister und reitende Soldner nach Nestal und Waldenburg gesandt, und später wurde die junge Mannschaft aus beiden Nentern nach Nestal gezogen, als dem wichtigsten Punkte und Schlüssel des ganzen Landgebietes. Zu ihrem Oberhauptmann ernannte der Rath Hemmann Seevogel, einen Basler Bürger, der als Schloßherr von Wildenstein dem Landvolke wohl bekannt war. So waren gegen Mitte August Stadt und Land gerüstet, um etwaige Angriffe nach Kräften abzuwehren. Das Concil war geblieben, obschon das Gerücht gieng, der römische Papst habe den Dauphin zu seinem Pannerträger ernannt und ihm aufgetragen, die Kirchenversammlung zu sprengen. Nur wenige Prälaten hatten die bedrohte Stadt verlassen oder schickten sich noch jetzt, in eilfter Stunde, zur Abreise.

Kaum hatte sich die Kunde von der Uebergabe von Mämpelgard verbreitet, so hörte man auch Tag für Tag von Ueberfällen und Gewaltthaten aller Art, welche in der Umgegend an Angehörigen Basels verübt wurden. In fieberhafter Eile wurden rings um die Stadt noch die letzten Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen; die hohen Gartenzäune und Hecken wurden umgehauen, die Nebhäuschen abgebrochen, und in der Nähe des Stadtgrabens Fußangeln gelegt, um dem Feinde die Annäherung an die Mauern zu erschweren. Von den fünf Thoren Groß-Basels blieben nur noch zwei, das Aeschenthor und Spalenthor, unter starker Bewachung den Tag über geöffnet, um Boten, Kundschafter und Flüchtlinge aus- und einzulassen. Von allen Thürmen spähten die wachenden Bürger hinaus in's offene Land, in banger Erwartung, die gefürchteten Schaaren kommen zu sehen. Wer nicht mußte, der wagte sich nicht mehr hinaus vor die Thore.

Es war Freitags am 21. August, als von den Thürmen die ersten feindlichen Reifigen gesehen wurden, und fortan zeigten sich jeden Tag einzelne Schaaren vor der Stadt. Eine Kriegserklärung des Dauphin an Basel war noch nicht erfolgt, und beinahe schien es, als ob seine Leute mit diesem Herumstreifen die Stadt erst herausfordern wollten. Um daher ja nicht als der angreifende Theil zu erscheinen, sandte der Bürgermeister, Ritter Hans Not, im Namen des Raths noch Samstags am 22. August einen lateinischen an den Dauphin gerichteten Brief hinaus. In diesem Schreiben wurde Klage geführt, daß in den letzten Tagen verschiedene Angehörige Basels draußen vor der Stadt seien überfallen, beraubt und fortgeschleppt worden. Der Rath wisse nicht, wodurch Basel dieses feindselige Benehmen sollte verschuldet haben, und bitte deshalb um Freilassung der Gefangenen und Zurückgabe des Geraubten. Wenn die Basler beim Dauphin seien verleumdet worden, so seien sie bereit, ihm Rede zu stehen, und hätten gerne ihre Vertreter zu ihm hinausgesandt, wenn nur die Unsicherheit rings um die Stadt nicht so groß wäre. Der Rath selber baute jedoch auf den Erfolg dieses Briefes keine zu großen Hoffnungen; denn am nämlichen Tage sandte er Hemmann von Offenburg und Matthias Oberler nach Solothurn und Bern, um noch in letzter Stunde diese verbündeten Städte von der Lage der Dinge zu unterrichten und weitere Schritte mit ihnen zu berathen.

Indeß nun diese Boten ihr Ziel verfolgten, rückten die Schaaren des Dauphin, von Mämpelgard kommend, immer näher und überflutheten das Leimenthal, vom Fuße des Blauen bei Pseffingen bis hinab in die Nähe der Stadt. Hatten sich bis jetzt vor Basel nur einzelne Schaaren gezeigt, so sah man Sonntags am 23. August auf der Gundoldingerstraße ein Geschwader um's andere vorbeitragen, um theils bei Münchenstein, theils bei St. Jakob die Birs zu überschreiten. Es war die Vorhut des Heeres, unter dem berühmten Bardenführer Anton

von Chavannes, der schon auf dem Zuge von 1439 das Elfaß heimgesucht hatte, aber seither vom Könige zum Grafen von Dammartin war erhoben worden. Seine Schaaren bestanden theils aus Franzosen, theils aus Spaniern. Diese letztern, die unter allen Banden als die ärgsten galten, führte der Abenteurer Johann von Salazar. Mit dieser Vorhut ritten auch jene östreichischen Edelleute, welche schon bei Mömpelgard dem Heere sich angeschlossen hatten, wie Burkhard Münch, Thomas von Falkenstein und andere mehr.

Während vor Basel diese Schaaren vorüberzogen, herrschte in Niestal noch völlige Ruhe, ja sogar Fröhlichkeit; denn es war gerade der Sonntag, an welchem hier alljährlich Kirchweih gefeiert wurde, und die Bürger, wie die Besatzung, fühlten sich sicher hinter ihren Mauern. Einige Wagen mit Kaufmannsgütern, von Genf kommend und nach Basel bestimmt, hielten hier vor dem Ziel ihrer Reise noch die letzte Rast. Wohl hörten die Fuhrleute, daß es seit einigen Tagen draußen vor Basel nicht mehr ganz geheuer sei; doch hofften sie noch glücklich die Stadt zu erreichen und machten sich auf den Weg. Die Straße zwischen Niestal und Basel, die sogen. „Oberländerstraße,“ zog sich nicht wie jetzt durch die Hardt, sondern über Pratteln, Muttenz und St. Jakob, wo eine fahrbare hölzerne Brücke über die Birs führte. Schon hatten die Wagen die Hälfte des Weges hinter sich und fuhren zwischen Pratteln und Muttenz, dem Fuße des Wartemberges entlang — schon war der Thurm des Basler Münsters in Sicht — da gewahrten die Fuhrleute vor sich in der Ferne eine Schaar von Reitern, welche näher und näher kamen. An Umkehren war nicht zu denken; wer noch konnte, der floh in den Wald, indeß die Feinde in wilder Jagd sich auf die verlassenen Wagen stürzten und die Pferde ausspannten. Nachdem hier jeder genommen, was ihm diente, ließen sie die leeren Wagen auf der Straße stehen und ritten weiter bis Pratteln, wo die ganze Schaar, über 300 Pferde stark, Halt machte und Nachtquartiere bezog. Die übrigen Schaaren, welche zur Vorhut gehörten, hatten sich auf Muttenz, Münchenstein, Arlesheim und andere Dörfer vertheilt. Auf Münchenstein hauste Konrad Münch von Löwenberg, der den Baslern versprochen hatte, als guter Nachbar neutral zu bleiben. Deshalb blieb den Fremden seine Burg verschlossen; doch unten im Dorfe, das als Vorburg mit einer Ringmauer umgeben war, gewährte er ihren Hauptleuten Einlaß. Hier war daher das Hauptquartier des Grafen von Dammartin und seiner deutschen Begleiter, wie Burkhard Münch und anderer mehr.

In dieser Vorburg zu Münchenstein sah man am nämlichen Sonntagabend noch einen ganz unerwarteten Gast, nämlich Hans von Rechberg. Kühn und verwegen wie immer, hatte dieser in einer finstern Nacht die Hufen seines Pferdes mit Filz umwickelt und war durch ein hinteres Pfortchen aus der Farnsburg hinausgeritten. Von den Wachen der Belagerer verfolgt, war es ihm gelungen, sich durchzuschlagen und zu entkommen, obschon er und sein Roß zusammen nicht weniger als neun leichte Wunden davon trugen. Seitdem hatte er sein Standquartier zu Seckingen, wo einige östreichische Streitkräfte aus dem Schwarzwalde versammelt

waren. Namentlich aber beobachtete er von dort aus, durch Späher und Kundschafter, was um die Farnsburg her vorgieng, und so konnte er denn genau berichten, wie es dort um beide Theile stehe. Bei den Belagerern war erst kürzlich eine namhafte Verstärkung eingetroffen; doch auf jeden Fall konnte das Schloß sich noch einige Tage halten, und überdies gaben verabredete Feuerzeichen das Mittel, den Belagerten die nahende Hilfe zu verkünden. Farnsburg schien daher schon jetzt, durch die Nähe der Armagnaken, soviel als gerettet.

Während zu Münchenstein die fremden Gäste dieses und anderes mehr vernahmen, und ihre Leute ringsum in den Dörfern ihre Quartiere einrichteten, eilte in der Abendstille ein Bote auf einsamen Wegen, durch Wald und den Bergen entlang, von Basel nach Farnsburg in's Lager. Er war vom Rathe gesandt, um die Eidgenossen zu warnen, daß jetzt der Feind wohl mit 8000 Pferden zwischen Basel und Liesstal liege. Aehnliche Berichte trafen auch von Liesstal ein, und überdies gieng das Gerücht, daß die östreichischen Streitkräfte, die sich bei Seckingen sammelten, gegen 4000 Mann zählten. Nun hatten allerdings auch die Eidgenossen Verstärkung erhalten; denn aus dem Hauptheere vor Zürich war eine auserlesene Schaar von 600 Mann eingetroffen, und von Luzern her waren weitere 600 Mann unterwegs. Doch was waren diese Zuzüge im Vergleich zur Streitmacht des Dauphin, welche die umlaufenden Gerüchte bald auf 30,000, bald bis auf 50,000 Mann schätzten! Die Hauptleute der Eidgenossen waren daher sehr unschlüssig, ob sie wirklich den Angriff dieser Uebermacht abwarten, oder sofort die Belagerung Farnsburgs aufheben und auf ihr eigenes Gebiet jenseits des Hauensteins sich zurückziehen sollten. So fand der anbrechende Montag die Eidgenossen vor Farnsburg in peinlicher Rathlosigkeit.

Nicht minder trübe war die Stimmung, welche an diesem Tage in Basel herrschte. Man fühlte sich thatsächlich schon belagert, und doch war draußen vor der Stadt kaum ein Feind zu erblicken; denn die meisten Schaaren, wie sie jetzt von Westen her nach und nach eintrafen, vertheilten sich in der weiteren Umgegend, im Leimenthal und im Sundgau. Um die Stadt blieb es an diesem Tage auffallend stille. Einzig beim Spalenthor wurde ein kleiner Trupp von Reißigen bemerkt, welche auffallend nahe kamen, als wollten sie die Mauern auskundschaften. Einige Handbüchsen wurden auf sie abgefeuert, und dies genügte, auch ohne zu treffen, die Späher zu verschrecken. Der Knall der Büchsen aber versetzte die ganze Vorstadt in Aufruhr. Alles stürzte auf die Gasse und glaubte, der Feind stürme gegen die Mauern; doch bald war die Ruhe wieder hergestellt. Erst später erfuhren die Basler, auf wen sie geschossen hatten; denn einer jener Reißigen war kein geringerer, als der Dauphin, der spätere König Ludwig XI., in eigener Person. Dieser hatte erst am Sonntag in der Frühe Mompelgard verlassen und war nach Waltighofen (5 Stunden von Basel) geritten, wo er im Schlosse Konrad Husers von Eptingen übernachtete. Schon am folgenden Morgen trieb ihn die Neugier, die Stadt Basel, den Sitz des Concils und das Ziel seiner Pläne, aus der Nähe zu

sehen. In unscheinbarem Aufzuge — um nicht erkannt zu werden — eilte er mit kleinem Gefolge vorwärts, bis er von der Höhe von Fölgensburg die Stadt mit ihren Thürmen und Mauern zum ersten Mal erblickte. Von hier die Heerstraße weiter verfolgend, gelangte er bis zum Spalenthor, in dessen Nähe jene Schüsse seine Betrachtungen störten. Vorläufig kehrte er nicht nach Waltighofen zurück, sondern verlegte für einige Tage sein Quartier in ein Schloß in Basels Nähe, wahrscheinlich nach Hegenheim. Hier berieth er sich mit seinen Hauptleuten über das, was jetzt gegen Basel und gegen die Eidgenossen zu unternehmen sei.

Vor allem schien es nicht rathsam, über Pratteln hinaus in's Ergolzthal vorzurücken und die Eidgenossen in ihrem Lager vor Farnsburg aufzusuchen; denn die gebirgige Gegend war der Reiterei, der Hauptstärke des Heeres, nicht günstig. Ueberhaupt hielt es Johann von Bueil, gestützt auf seine eigene Erfahrung im französisch-englischen Kriege, für weit vorthafter, den Feind an sich herankommen zu lassen, als ihm entgegenzugehen. Es wurde daher beschloffen, noch einige Tage in der bisherigen Stellung in Basels Nähe zu bleiben, in der Hoffnung, daß die Eidgenossen entweder herabkommen und angreifen, oder aber, durch die Uebermacht erschreckt, von selbst die Belagerung aufheben und heimwärts ziehen würden. Bei diesem Zuwarten lag übrigens dem Dauphin und seinen Rathgebern ein anderes Ziel noch mehr am Herzen, nämlich die Eroberung Basels. Das Belagerungsgeschütz, das dem Heere folgte, war noch weit zurück und traf erst allmählig in Mömpelgard ein; denn auf den schlechten Straßen jener Zeit waren die schweren Büchsen nur mit unsäglicher Mühe vorwärts zu bringen. Zudem hatte der Dauphin den baldigen Entsatz von Zürich versprochen. An eine regelrechte Belagerung Basels war daher vorläufig nicht zu denken. Wohl aber gaben sich die Heerführer der Armagnaken der Hoffnung hin, die Stadt durch einen kühnen Handstreich oder durch List zu gewinnen. Ihr Bestreben zielte darauf, durch scheinbare Ruhe die Städter sicher und zuversichtlich zu machen, um womöglich ihre Streitmacht in's offene Feld herauszulocken und hier zu schlagen. Gelang dieß, so blieben die Mauern von Vertheidigern entblößt, so daß der Sturm auf dieselben jedenfalls gelingen mußte. So lag denn das Heer, auf seine Beute lauernd, vorderhand ruhig in Basels Umgegend. Vor der Stadt zeigten sich je und je nur kleinere Schaaren, und jenseits der Birs, gegen Viestal und Farnsburg hin, blieb die Vorhut des Heeres unbeweglich stehen. Für den Fall aber, daß dieses Zuwarten sich als nutzlos erweisen würde, war schon auf nächsten Freitag ein allgemeiner Sturm angesetzt, der dem Dauphin die Stadt um jeden Preis in die Hände liefern sollte. Ein elsässischer Edelmann rühmte sich später, es habe jeder der fremden Hauptleute ihn zum voraus bei sich haben wollen, damit er an jenem Tage beim Eindringen in die eroberte Stadt ihnen die reichen Häuser zeige, wo am meisten zu holen sei.

Indeß der Feind diese Pläne und Hoffnungen hegte und deshalb ruhig zuwartete, wurde auch im Lager vor Farnsburg noch gewartet, bis der Zuzug von Luzern eintreffe. So ver-

gieng der Montag, und es wurde Abend, bis man die Luzerner kommen sah. Es waren ihrer 600 Mann, mit einem Stadtpanner unter Anton Ruß. Zugleich bestätigten alle Botschaften, welche von Viesal in's Lager kamen, daß der Feind den Tag über um keinen Schritt vorgegerückt sei, sondern noch immer in Pratteln liege und gar nicht so zahlreich zu sein scheine, wie man zuerst geglaubt. Um so weniger wollten die Luzerner, da sie eben erst gekommen waren, vom Rückzuge hören. Der frühere Zuzug aber, die 600 aus dem Hauptheere vor Zürich, waren überhaupt des müßigen Wartens müde; denn sie waren nicht gekommen, um Farnsburg zu belagern, sondern um gegen die Armagnaken zu ziehen. Der morgende Tag mußte daher irgend welche Entscheidung bringen.

Wie am Montag, so kamen auch folgenden Tags wieder Nachrichten von Viesal. Sie meldeten, daß der Feind noch immer keine Anstalten treffe zum Vorrücken, daß im Gegentheil seine Schaaren zerstreut in den Dörfern umherliegen, so namentlich zu Pratteln und Muttenz, wo sie völlig sorglos scheinen und deshalb leicht zu überfallen wären. Man hörte alle Unschlüssigkeit im Lager der Eidgenossen auf. Die Hauptleute beschloßen, bis auf weiteres die Belagerung noch fortzusetzen und inzwischen einen Theil des Heeres auf einen Streifzug gegen die Armagnaken auszusenden.

Mit Jubel wurde dieser Beschluß von jenen allen vernommen, welche bisher das müßige Zuwarten verdroßen hatte, und namentlich von den 600 aus dem Hauptheere vor Zürich. In dieser auserlesenen Schaar waren alle sieben kriegsführenden Orte der Eidgenossenschaft vertreten, nämlich: Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, und außerdem noch Solothurn und die Grafschaft Neuenburg, als Verbündete von Bern. Von der Gesamtzahl von 600 Mann entfielen auf Bern, Zug und Solothurn je 100 Mann, und auf alle übrigen Orte je 50. Jeder dieser Zuzüge hatte schon von früher her seinen eigenen Hauptmann. So führte Hans Matter die Berner, Ulrich Hoffstetter die Luzerner, Arnold Schick die 50 Urner, Jost Reding die Schwyzer, Rudolf Brändli die Unterwaldner, Rudolf Reistaller die Glarner, Hans Seiler die Zuger, und Ritter Albert von Liffot die Neuenburger. Diesen Hauptleuten und ihrer Mannschaft schlossen sich jetzt noch viele Freiwillige an, welche theils aus dem Zuzuge von Luzern, theils aus dem Belagerungsheere der Berner und Solothurner vortraten und mitzuziehen beehrten. Dadurch stieg die Schaar, welche den Streifzug unternehmen wollte, wohl auf 1300 Mann. Die Hauptleute insgesammt, welche diesen Zug führten, erhielten von den obersten Hauptleuten des Belagerungsheeres bestimmte Weisungen mit auf den Weg. Sie sollten immer in der Nähe des Berges sich halten, damit sie jederzeit, falls der Feind in größeren Haufen sich zeigen würde, über die waldigen Höhen sich sicher zurückziehen könnten. Die weite Ebene, die sich gegen Basel hin öffnet, sollten sie daher gänzlich

meiden, also keinesfalls sich weiter wagen als bis Muttenz, am Fuße des Wartenberges. Nun war aber keiner unter den Eidgenossen mit der Gegend, die sie durchstreifen wollten, genau vertraut. Um so mehr mußte ihnen daran liegen, daß ortskundige Leute von Niestal sie begleiteten, vor allen der dortige Hauptmann, Hemmann Seevogel. Dieser jedoch theilte keineswegs die Zuversicht seiner Untergebenen, welche den Zug wünschten und ohne sein Zuthun die Eidgenossen dazu aufgemuntert hatten. Er wußte, wie sehr Basel sich bisher bemüht hatte, dem Dauphin gegenüber in keiner Weise als der angreifende Theil zu erscheinen. Wenn nun dennoch von Niestal aus ein Angriff erfolgte, so fielen durch diese eine Thatsache alle bisherigen Bemühungen dahin. Immerhin waren die Eidgenossen berechtigt, die Mithilfe Seevogels zu verlangen, kraft des Bundes, den Basel mit Bern und Solothurn beschworen hatte. Er konnte daher kaum mehr thun, als ihnen das Ungewisse des Erfolges und die Gefahr des Mißlingens vorzustellen. Doch sie hielten seine Bedenken nur für Jaghaftigkeit, und diesen Schein auf sich ruhen zu lassen — das konnte Hemmann Seevogel nicht. So versprach er denn seine Mithilfe: die Eidgenossen konnten auf ihn zählen.

Der nächste Zweck des Zuges war, den Feind in aller Frühe, vor Tagesanbruch, in seinen Quartieren zu überfallen. Die Eidgenossen blieben daher den Tag über noch ruhig im Lager und warteten den Abend ab, um erst bei finstrier Nacht aufzubrechen. In aller Stille zogen sie auf dem waldigen Schloßweg in's Thal hinab nach Ormalingen und von hier über Gelterkinden und Siffach bis Niestal. Schon gieng es gegen Mitternacht, als sie hier vor dem Thore Halt machten. Vorerst giengen nur die Hauptleute in's Städtchen, wo Seevogel und der Schultheiß sie bewillkomnten. Unter der Besatzung waren wohl 200 Mann, Leute von Niestal und aus dem Amte Waldenburg, welche mitzuziehen beehrten. So stieg die Schaar, welche den Zug unternehmen wollte, im Ganzen auf 1500 Mann. Bevor sie aber aufbrachen gegen den Feind, wurde diese Streitmacht noch eingetheilt und geordnet. Die Zuzüge der einzelnen Orte wurden nebeneinander gestellt in Rotten von je 25 Mann. Die 1500 bildeten also 60 solcher Rotten, d. h. einen Schlachthaufen, welcher 60 Mann in der Front und 25 Glieder in der Tiefe hatte. Dieser nun wurde abgetheilt in drei gleiche Haufen von je 500 Mann oder 20 Rotten, also von 20 Mann in der Front auf 25 in der Tiefe. Diese Schlachtordnung war für einen etwaigen Kampf auf offenem Felde bestimmt; auf dem Marsche hingegen zogen die Rotten in langem Zuge, zu 3 und 3. Jede Rotte hatte ihren Rottenmeister. In allen drei Haufen, mithin in jeder Rotte, waren die vordersten Glieder, wo die tüchtigsten Leute standen, mit Spießern bewaffnet von drei Mannslängen. In den hintersten Gliedern hingegen standen die Armbrustschützen, welche im Gefechte vortraten, um von der Seite her ihre Bolzen abzuschießen. Die Uebrigen aber, d. h. die große Mehrzahl, waren mit Hellebarden bewaffnet. Alle trugen Helme, und die Meisten außerdem noch Brustharnische und Blechhandschuhe. Als Erkennungszeichen hatte Jeder auf der Brust oder am Aermel ein weißes Kreuz aufgenäht.

Das Ordnen der Mannschaft nahm immer viele Zeit in Anspruch. Außerdem aber benutzten die Hauptleute den Halt in Liestal, um mit Seevogel noch genauer über den einzuschlagenden Weg sich zu berathen und überhaupt über die Lage des Feindes soviel als möglich noch zu erfahren. Es war ihnen daher sehr erwünscht, als sie hier zwei Chorherren von Neuenburg trafen, welche erst diesen Abend frisch von Basel kamen. Diese beiden hatten noch in letzter Stunde sich entschlossen, das Concil zu verlassen, und hatten aus Furcht vor den Armagnaken den weiten Umweg eingeschlagen über Klein-Basel und Rheinfelden. So hatten sie eine kleine Tagereise gebraucht, um Liestal zu erreichen, von wo sie morgens in aller Sicherheit ihre Heimreise über Solothurn fortzusetzen hofften. Einige Hauptleute wollten von ihnen wissen, wie es jetzt stehe um Basel, und gaben zu verstehen, daß sie am liebsten bis dorthin ziehen würden. Diesen erwiderten sie, daß der Feind mit mindestens 25,000 Mann in der Umgegend liege. Mit dem Häuflein sich trotzdem dorthin zu wagen, das erscheine ihnen denn doch wie ein übermenschliches Unterfangen! Da entgegnete einer der Hauptleute: „Und doch muß es morgen geschehen, und gelingt es nicht, so übergeben wir unsere Seelen Gott und unsere Leiber den Armagnaken!“

Es war eine einzelne Stimme, die diese Worte sprach, vielleicht nur in unbestimmtem Vorgefühle dessen, was noch kommen könnte. Für jetzt aber galt es vor allem, den erhaltenen Weisungen nachzugehen und zunächst in Pratteln den Feind aufzusuchen. Auf der Landstraße, bis zum „Gutleutenhaus“ unterhalb Liestal, wo jetzt der alte Spital steht, hatten die Armagnaken immer einige Auspäher. Deshalb zogen die Eidgenossen, als endlich alles zum Aufbruche bereit war, in aller Stille durch das Städtchen und wandten draußen sich links gegen Muzsach (ein seither verschwundenes Dorf) und über Rösfern, um von hier aus den waldigen Bergpfad nach Pratteln einzuschlagen. Obgleich der Aufenthalt in Liestal sehr lange gedauert, so waren sie doch sicher, ihr Ziel noch vor Tagesanbruch zu erreichen. Sie hofften daher, den Feind recht unsanft aus seiner Nachtruhe aufzuschrecken.

Während die Eidgenossen in dieser Zuversicht bei finsterner Nacht durch den Wald zogen, eilten drüben bei den Armagnaken reitende Boten von einem Dorfe zum andern. Der unermüdbliche Rechberg, der wieder von Seckingen aus die Belagerung von Farnsburg beobachtete, war durch seine Späher Tag für Tag von allem unterrichtet, was diese im Lager der Eidgenossen bemerken konnten. Die Zurüstungen zum Streifzuge waren ihnen nicht entgangen, und so mochte es kaum Abend geworden sein, als Rechberg zu Seckingen schon wußte, was die Eidgenossen für morgen vorhätten. Er schätzte das Belagerungsheer auf 4000 Mann und vermuthete, die Eidgenossen würden wohl nur wenige Leute vor Farnsburg zurücklassen, um so stark als möglich gegen den Feind zu ziehen. Ungefäunt schrieb er daher einen kurzen Brief, der auf Morgen einen Angriff von 4000 Eidgenossen in Aussicht stellte, und sandte mit dieser Nachricht einen Reifigen, Namens Speckesser, in aller Eile nach Pratteln zum nächsten Hauptmann

der Armagnaken. Seine eigenen Leute aber hieß er sich rüsten, um morgen in aller Frühe gegen Klein-Basel zu ziehen; denn er wußte, was die Hauptleute des Dauphin auf diese Nachricht hin thun würden. In der That war die Kunde vom Kommen der Eidgenossen für die Armagnaken das ersuchte Zeichen, daß jetzt ihr Anschlag auf Basel könne ausgeführt werden. Deshalb jagten von Pratteln aus die Boten von Dorf zu Dorf, soweit noch Armagnaken lagen, und mahnten zum Ausbruch, um sich morgen vor den Mauern Basels zu sammeln. Alles freute sich auf diesen Tag und rüstete sich in aller Eile, um bei Zeiten zur Stelle zu sein. Am frühesten waren die Schaaren der Vorhut in Bewegung; ihr Sammelplatz war nicht vor Basel, sondern in der Ebene bei Muttenz. Nur die 400, welche zu Pratteln lagen, blieben noch auf ihrem Posten und warteten, ob der ersuchte Gegner auch wirklich erscheinen werde.

Kaum graute die erste Morgendämmerung, als die Eidgenossen aus der waldbigen Höhe herabstiegen und sich anschickten, das Dorf, das zu ihren Füßen lag, zu umzingeln. Doch wie erstaunten sie, als sie draußen auf offenem Felde eine Reiterschaar gewahrten! Von Ueberfall war nun keine Rede mehr; so sammelten sie sich rasch zum Angriff auf den Feind, der sie zu erwarten schien. Die Ebene, die sich unterhalb des Dorfes ausbreitet, war ein günstiger Kampfplatz für die Reiterei. Doch es kam zu keinem ernstlichen Treffen; denn die Reißigen zogen sich fort und fort zurück, in der Richtung nach Muttenz und Basel hin. Der Anblick des weichenden Feindes stärkte auf's neue die Zuversicht der Eidgenossen. Niemand zweifelte mehr am weitern Erfolge, und dieser mußte noch größer werden, wenn die Basler aus ihrer Stadt heraus dem zaghaften Feind in den Rücken fielen. Zu ihrer Rechten sahen die Eidgenossen den Hardtwald, durch dessen einsame Holzwege, vom Feinde unbemerkt, die Stadt konnte erreicht werden. Zwei reitende Söldner, welche Seevogel mit sich führte, kannten den Weg wohl; ungefümt eilten sie von dannen, die Botschaft der Eidgenossen nach Basel zu bringen.

Indeß die beiden Reiter hinter den Bäumen verschwanden, folgten die Eidgenossen, in ihre drei Schlachthaufen geordnet, der Spur des zurückweichenden Feindes. Am Fuße des Wartenberges und seiner drei Burgen vorbei führt die Oberländerstraße von Liestal nach Basel, und auf dieser zogen sie wohlgenuth vorwärts, da sie fortwährend links neben sich den Berg und zur Rechten das Dickicht der Hardt hatten. Aber wie sie über den Wartenberg hinaus waren, da eröffnete sich gegen Muttenz hin das weite ebene Feld, und mitten in diesem glänzte und blitzte, von der Morgensonne grell beleuchtet, ein Haufe von vielen Tausenden von Reißigen. Es waren die Schaaren des Grafen von Dammartin, also die gesammte Vorhut des Heeres, zu der auch die Spanier unter Salazar gehörten. Noch war es ein leichtes, dieser Uebermacht zu entweichen, denn die Eidgenossen hatten den Wartenberg noch immer in nächster Nähe. Doch jetzt schon umzukehren, am frühen Morgen, ohne That und ohne Ruhm — das kam Keinem in den Sinn. Quers über's Feld rückten die drei Haufen vorwärts, dem Feinde stracks entgegen.

Der Befehlshaber dieser feindlichen Streitmacht, der Graf von Dammartin, war bei seinen Schaaren kaum erst eingetroffen. Denn er war in der Nacht noch in's Hauptquartier des Dauphin geritten, um sich genauere Weisungen zu holen, und war in höchster Eile zurückgekehrt, ohne mehr sein Quartier in Münchenstein zu berühren, wo er seine Rüstung gelassen. Er hatte sich unterwegs im Vorbeireiten vor Basel überzeugt, daß die Hauptmacht, welche dort sich versammeln sollte, zum größeren Theil noch gar nicht zur Stelle war, sondern erst erwartet wurde. Es galt daher vor allem, die Eidgenossen nicht jetzt schon bis Basel kommen zu lassen, sondern sie noch einige Zeit aufzuhalten, damit jene Streitmacht zur Sammlung noch Zeit finde. Deshalb eilten jetzt Schwärme von Schützen den Daherziehenden entgegen, um durch einen Pfeilregen sie zurückzuschrecken. Doch die Eidgenossen ließen sich nicht beirren; ihre Schlachthaufen blieben in guter Ordnung und rückten unverdrossen vorwärts, immer näher zu den Schaaren der Reissigen, bis in die Gegend, welche noch heute der „Kriegacker“ heißt (etwa halbwegs zwischen Muttenz und der Birs). Hier sahen sie plötzlich die geharnischten Reiter in vollem Lauf und mit eingelegter Lanze heransprengen. Sofort blieben sie stehen und nahmen Stellung, mit vorgehaltenen Spießsen sich des Angriffs zu erwehren. Bald war der Kampf in vollem Gange, so daß sein Getöse weithin durch die frische Morgenluft erschallte. Doch umsonst stürmten die heißblütigen Fremden zu wiederholten Malen an die geschlossenen Reihen der Eidgenossen heran. Ihr feuriges Angestüm brach sich an der festen Ordnung des unerschrockenen Gegners, wie die Sturmfluth am tiefgegründeten Fels. Es währte nicht lange, so begann der Muth der Reissigen zu sinken, indeß die Eidgenossen unverzagt vorgiengen, die feindlichen Pferde niederstachen und ihre hilflosen Reiter erschlugen. Die Verwirrung wurde immer größer, und die Verzagtheit nahm so sehr überhand, daß Dammartin sich genöthigt sah, den erfolglosen Kampf aufzugeben und zu weichen. Er konnte sich zwar der Hoffnung getrösten, daß mittlerweile die Hauptmacht vor Basel sich werde versammelt haben, und dieses war ja der einzige Zweck seines Widerstandes. Aber immerhin hatte er eine Niederlage erlitten und sogar mehrere Fähnlein an den Sieger verloren.

Da die Eidgenossen keine Reiterei hatten, so war für die fliehenden Reissigen keine Verfolgung zu befürchten; doch indem sie das Feld räumten und sich seitwärts gegen Münchenstein zurückzogen, blieben die Wagen und Fußknechte ihrem Schicksal überlassen; diese flohen auf der Heerstraße gegen die Birsbrücke. Ihnen eilten die Sieger nach, und wer ereilt wurde, der war des Todes. Jeder that, was er konnte, und wer schneller lief, der eilte den andern voraus. So lösten sich unvermerkt, in der Hitze der Verfolgung, die Schlachthaufen der Eidgenossen völlig auf. Bei diesem hastigen Jagen gelang es, manch schwerbelagenen Wagen noch einzuholen und reiche Beute zu machen. Auf den Leichen der Erschlagenen fand sich Geld und Gut, das die Sieger begierig erhaschten, und mancher blieb zurück, die Gefallenen zu durchsuchen. Je mehr aber Beute gemacht wurde, desto weniger herrschte Ordnung, und die Vordersten, ohne mehr nach

den Hauptleuten zu fragen, giengen völlig auf in der Verfolgung der Fliehenden. Schon waren sie nicht mehr ferne vom Abhange, der hinab führt an die Birz, als sie zur Rechten, vom Birzfelde her, einen Reiter auf sich zujagen sahen. In ihrer Nähe hielt er stille und rief ihnen zu: er sei der Ihrigen einer und bringe Botschaft von Basel; sie sollten ihn hören! Er habe Auftrag, sie zu warnen vor dem Feinde, der mit überaus großer Heermacht vor der Stadt stehe. Sie sollten ja nicht herüberkommen über die Birz, sondern schleunig umkehren, der erdrückenden Uebermacht zu entgehen. Basel könne keine Hilfe heraussenden; denn die gesammte Mannschaft der Stadt reiche kaum hin, ihre Mauern zu vertheidigen! — Für die Siegestrunkenen war es hart, eine solche Botschaft zu hören, aber noch schwerer, ihr zu glauben. Schon die Sprache des Mannes — eines geborenen Straßburgers — klang den Söhnen der Berge fremd und verdächtig: das konnte keiner der Ihrigen sein! Was er sagte, war also jedenfalls erlogen! Zornglühend erhoben sie ihre blutgerötheten Hellebarden; verwundet brach des Boten Roß zusammen — und um den Unglücklichen war es geschehen. — Im festen Wahne, einen Lügner erschlagen zu haben, eilten die Rasenden weiter; — erst später sollte die Wahrheit sich herausstellen.

Rastlos gieng es fort in wilder Jagd, bis die Vordersten der Eidgenossen den Rand des steilen Abhangs erreichten, zu dessen Füßen sie vor sich die Birz fließen sahen. Jenseits des breiten, durch viele Inseln zertheilten Bettes erhob sich ein ähnlicher Abhang, und vor diesem gewahrten sie ein Kirchlein und ein stattliches, nach der Sitte der Zeit mit Schindeln bedecktes Wohnhaus mit ummauertem Garten: es war das Siechenhaus zu St. Jakob. Hart daneben führte die Heerstraße steil hinauf zu der weiten Ebene, die sich links bis Gundoldingen, am Fuße des Bruderholzes, und nach rechts bis an die Mauern Basels ausdehnt. In der Ferne erblickten sie die Stadt mit ihren vielen Thürmen und Kirchen; der Weg bis dorthin war ihnen frei und offen. Aber zur Linken, gegen Gundoldingen hin, sahen sie deutlich einige Reiterschaaren; dort also erwartete sie ein neuer Kampf, und deshalb hielten sie inne mit der Verfolgung, um sich hier zu sammeln und wieder zu ordnen. Es währte nicht lange, so war die Mehrzahl der Eidgenossen wieder beisammen, und nun galt es zu entscheiden, was weiter geschehen solle. Die Hauptleute gedachten der Weisungen, die sie vor Farnsburg erhalten, und welche thatsächlich schon längst überschritten waren. Sie mahnten deshalb zur Heimkehr in's Lager, welche jetzt, nach dem erfochtenen Siege, mit allen Ehren geschehen könne. Aber die siegestolze Mannschaft meinte, die feindlichen Haufen dort drüben seien kaum größer als jene, welche vorhin geflohen seien, und was diesseits der Birz gelungen, das werde jenseits nicht fehlschlagen; durchaus wollten sie hinüber. Umsonst betheuerten die Hauptleute, daß Niemand wissen könne, ob nicht weitere und größere Feindeshaufen, jetzt noch verdeckt, vielleicht in der Nähe stünden; vergeblich erinnerten sie die Kampfbegierigen, wie sie schließlich, bei aller Tapferkeit, doch nicht jeder Uebermacht gewachsen seien. Sie mochten reden und sagen, so viel sie

wollten — die siegestrunkene Menge war nicht zu befehlen. Je länger die Hauptleute sich weigerten, desto mehr nahmen wilde Reden überhand, und Einzelne vergaßen sich soweit, ihren Vorgesetzten Zaghaftigkeit vorzuwerfen. Das war genug! „Du öder Wicht,“ rief Nettiſtaller von Glarus einem der Schreier zu, „so muthig wie du will ich immer noch sein! Nur mit Ehren werde ich leben oder sterben!“ — Da sie die Unmöglichkeit sahen, ihre Leute zum Rückzuge zu bewegen, so entschlossen sich alle Hauptleute, der Mannschaft zu willfahren und sie hinüber zu führen zum neuen Kampf. Die Meisten, wohl 1400, waren zur Stelle, als die drei Schlachthaufen sich wieder ordneten und in Bewegung setzten, hinab gegen die Birs.

Der Fluß, in viele Arme zertheilt und von geringer Tiefe, bildete eine Menge großer und kleiner Inseln. Deshalb führte die Straße über mehrere Brücken, deren letzte am jenseitigen Ufer einen tiefen Mühltich überdeckte. Hart bei diesem erhob sich neben der Straße das Kirchlein mit dem Siechenhause von St. Jakob. An diesem Hause, wo nur Aussätzige und andere Unheilbare wohnten, zogen die Eidgenossen nicht ohne Grauen vorüber; doch bald hatten sie die Unglücksstätte hinter sich und sahen sich auf der Höhe, auf weitem ebenem Felde. Hier verließen sie die Heerstraße, die nach Basel führt, und wandten sich nach links, um querfeldein zu ziehen, in der Richtung nach Gundoldingen; denn dort sahen sie noch immer jene feindlichen Schaaren stehen, die sie schon von jenseits der Birs her wahrgenommen. Je mehr sie nun vorrückten, desto mehr erweiterte sich der Ausblick. In der Ferne tauchten neue und größere Haufen auf — einer um den andern — und der Feinde wurden immer mehr! — Das war es, was früher die Hauptleute befürchtet und wovor sie so dringend, aber vergeblich, gewarnt hatten. Was ihnen Keiner hatte glauben wollen, das sahen mit eigenen Augen jetzt Alle: die Streitmacht, der sie entgegenzogen, war der früher besiegten weit überlegen. Sollten sie dennoch den Kampf wagen, oder war das rathsamste der Rückzug? — Doch da galt kein Ueberlegen mehr und kein Berathen: mächtige Staubwolken sah man aufwirbeln, und die Eidgenossen hatten kaum noch Zeit sich zu stellen, den heransprengenden Feind zu empfangen. Auch hier, wie früher, bewährte sich ihre Ordnung gegenüber dem Angestüm der Armagnaken. Die drei Schlachthaufen unterstützten sich gegenseitig, indem sie je und je die Angreifer von der Seite saßten und in's Gedränge brachten. So wurde ein Angriff nach dem andern zurückgeschlagen. Immer mehr bedeckte sich der Boden mit Gefallenen, und immer zahlreicher sah man in weitem Felde die verwundeten Rosse davonjagen. Aber für jede Schaar, welche zurückwich, eilte eine frische herbei und erneuerte den Angriff. So währte der Kampf ohne Unterbrechung fort, und in der Hitze des Gefechtes achteten es die Eidgenossen kaum, daß ein beträchtlicher Theil der feindlichen Streitmacht noch gar nicht zum Schlagen kam, sondern in der Ferne, gegen Basel hin, unbeweglich stehen blieb. Diese Schaaren beobachteten die Stadt, die Verbündete der Eidgenossen. Sie erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo der Lärm

und das Getöse der Waffen die Basler herauslocken werde, den Kämpfenden beizustehen. Unverwandten Blickes schauten sie nach den wohlverwahrten Thoren; doch da war keine Spur einer Bewegung zu entdecken. Die Stadt, in ihrer unbegreiflichen Ruhe, erschien ihnen wie ein unlösbares Räthsel.

Die Ruhe und Ordnung auf den Thürmen und Mauern verbarg dem Feinde die Aufregung, die im Innern der Stadt herrschte. Schon in aller Frühe war dem Oberzunftmeister Andreas Ospernell gemeldet worden, daß man von den Thürmen aus deutlich sehe, wie bei Gundoldingen und an anderen Orten die Feinde in ungewöhnlicher Zahl sich sammeln. Aus der St. Johannvorstadt, wo er wohnte, eilte deshalb Ospernell zunächst in die innere Stadt, auf's Rathhaus am Kornmarkt, um Anordnungen zu treffen. Aber kaum war er hier, so meldeten sich jene zwei reitenden Söldner, welche den Eidgenossen von Pratteln aus durch die Hardt vorausgeeilt waren. Staunen und Bestürzung erfaßte den Oberzunftmeister, als er vernahm, was die Eidgenossen vorhatten und was sie von Basel erwarteten. Also heute, wo der Feind seine Uebermacht versammelt hatte, und gerade jetzt, wo die Stadt bedroht war wie noch nie, sollte Basel seine Mauern von Vertheidigern entblößen und seine Streitmacht hinausenden, einen Kampf zu wagen mit dem weit überlegenen Gegner! Da galt es, keine Zeit zu verlieren, sondern die Eidgenossen so schnell als möglich von der wirklichen Sachlage zu unterrichten, und von ihrem tollkühnen Plane sie abzubringen, noch ehe sie von der feindlichen Uebermacht ereilt würden. Der eine der beiden Söldner, Friedrich der Straßburger, übernahm den gefährlichen Auftrag, sofort wieder hinauszureiten und den Eidgenossen die Antwort Ospernells zu überbringen. Er war es, der jenseits der Birs den Siegreichen begegnete und von ihnen erschlagen wurde.

Indeß der Straßburger das Rathhaus verließ und die Freie Straße hinauftrabte, ertönte die Rathsglocke, um den gesammten Rath, den alten wie den neuen, zusammenzurufen. Bald waren sie versammelt, die Ritter und Herren von der „Hohen Stube,“ wohl 20 an der Zahl, und die 60 Rathsherrn und Meister der 15 Zünfte, alle in voller Rüstung, um nicht nur zu Beschlüssen bereit zu sein, sondern zu sofortiger That. Den Vorsitz führte Ritter Hans Rot, als Bürgermeister. Alle warteten mit Spannung auf neue Nachrichten von den Mauern, um zu wissen, ob wirklich ein Sturm zu gewärtigen sei, oder was der Feind etwa sonst im Schilde führe. Doch sie saßen noch nicht lange, da lief durch alle Gassen das Geschrei: die Schinder schlagen sich mit den Eidgenossen, draußen bei St. Jakob! — Diese Kunde verbreitete Bestürzung unter den Räten; denn sie hatten gehofft, die Sendung Straßburgers werde das Unheil verhüten und die Eidgenossen noch rechtzeitig zur Umkehr bewegen. Doch das Geschehene war nicht mehr zu ändern, und es trat mit eiserner Bestimmtheit an den Rath die Frage, ob Basel die kämpfenden Bundesgenossen ihrem Schicksal überlassen müsse, oder ob

die Streitmacht der Stadt zu ihnen hinauszuziehen solle, in dem ungleichen Kampf ihnen beizustehen. Aber dieses zu thun war nicht möglich, ohne den Mauern die nöthige Zahl von Vertheidigern zu entziehen. Zudem mochte Basel auch seinen letzten Mann hinaussenden, so war noch immer des Feindes Uebermacht so groß, daß ein günstiger Ausgang des Kampfes sehr zweifelhaft blieb. Was mußte aber aus der Stadt werden, wenn die Bürger draußen im Felde eine Niederlage erlitten? Wie sollten dann die schwach besetzten Mauern einem feindlichen Sturme widerstehen? — Solche Fragen und Bedenken bewegten den Rath und ließen ihn zu keinem durchgreifenderen Entschlusse gelangen, als daß Konrad Dürr, der Hauptmann der Söldner, mit einigen Keisigen hinausgesandt wurde; er solle draußen im Felde soviel als möglich erspähen, wie es um den Feind stehe und um die Eidgenossen.

Während so im Saale des Rathhauses hin und her gerathen wurde, füllte der Marktplatz sich mehr und mehr mit Bewaffneten. Denn auf das Geschrei, daß draußen vor der Stadt gekämpft werde, war jeder im Harnisch nach dem Kornmarke geeilt, als dem gewöhnlichen Sammelplatze der Bürgerschaft für solche Fälle. Jede Zunft hatte hier ihren bestimmten Ort, wo die Genossen sich um ihr Fähnlein scharten, während das große Stadtpanner, das gemeinsame Zeichen für Alle, im Hofe des Rathhauses bereit stand. Nur die Keisigen, „das Roßvolk,“ sammelten sich drüben auf dem nahen Fischmarke. Alles wartete mit Spannung auf die Befehle, die vom Rathause kommen sollten.

Es entsprach völlig dem Willen des Rathes, daß die Bürgerschaft in Waffen versammelt war, um auf alle Fälle gerüstet und bereit zu sein. Doch die Nachrichten, welche fort und fort von den Wachen einliefen, verkündeten keinerlei Anzeichen eines Sturmes auf die Mauern; umsomehr war es der Gedanke an die draußen entbrannte Schlacht, welcher alle Gemüther erfüllte. Dort hatten die Eidgenossen jedenfalls einen harten Stand; Niemand verhehlte sich das, und Jeder wünschte, es möchte ihnen geholfen werden. Unter der wartenden Menge sprach man immer lauter vom Hinauszuziehen, und immer ungeduldiger richteten sich alle Blicke gegen das Rathaus, den Befehl zum Aufbruch erwartend. Draußen aber tobte der Kampf noch fort, und an den Thoren zeigten sich Verwundete, von den Eidgenossen kommend, und baten um Einlaß; sie wurden in die innere Stadt geführt zu den Ärzten. Der Anblick dieser bluttriefenden und erschöpften Gestalten, mit ihren kümmerlich verdeckten Wunden und verstörten Gesichtern, erregte nicht nur Mitleid, sondern entflamte Viele zur Wuth über den Feind, der das gethan. Höher und höher giengen die Wogen der Erregung, und die Lage des Rathes wurde immer peinlicher. Am ungestümsten geberdete sich die Zunft der Metzger, und es kam so weit, daß einer von ihnen dem Pannerherrn das Stadtpanner mit Gewalt aus der Hand nahm und vor die Menge trat mit dem Rufe: „Her zu mir, wer ein Basler ist!“ — Lautes Beifallsgeschrei erfüllte den Marktplatz und verkündete den Räthen, daß der offene Aufruhr vor der Thür stehe.

Unruhen im Innern erschienen den Häuption der Stadt noch viel gefährlicher als der Feind, der vor dem Thore drohte. Sie beschloffen daher, sich dem Zuge nicht länger zu widersetzen, sondern das, was sie nicht hindern konnten, wenigstens in geordnete Bahnen zu lenken. Der Bürgermeister und die Hauptleute stellten sich an die Spitze derer, welche hinauszuziehen begehrten: ihrer waren wohl dreitausend oder mehr. Als Erkennungszeichen im Felde steckte jeder einen Strohwiß in seinen Gürtel; bald war alles bereit, und der Zug setzte sich in Bewegung, um hinauszuziehen in die blutige Schlacht.

Die Vorhut bildeten die Reißigen unter Hans von Laufen. Ueber die Fallbrücke des Aeschenthores ritten sie hinaus bis zum Scheideweg, wo damals eine Kapelle stand und jetzt das Denkmal sich erhebt. Hier ließen sie die Oberländerstraße nach St. Jakob links liegen und schlugen rechts die Delsbergerstraße ein, die bergan führt auf die Ebene von Gundoldingen. Oberhalb der Steigung (beim jetzigen Bahnübergang) stand ein Kreuzstein, und bei diesem blieben sie vorläufig stehen. Hier trafen sie die vorausgesandten Auspähler unter Konrad Dürr. Dieser brauchte nicht viele Worte zu machen; ein Blick von hier über das weite Feld zeigte alles. Dort zur Linken, gegen St. Jakob hin, sah man sie hin und her rennen, die Armagnaten; von dort her vernahm man ein wirres Getöse vom Gekirre der Waffen, vom Hufschlag der Pferde und vom Geschrei der Kämpfenden: die Schlacht war noch in vollem Gange. Aber seitwärts zur Rechten, in bedenklicher Nähe bei der Stadt, stunden noch gewaltige, dichtgedrängte Haufen, scheinbar starr und regungslos, in unheimlicher Ruhe.

Während vom Kreuzstein die Reißigen das alles sahen, füllte sich hinter ihnen die ganze Straße — vom Scheideweg und der Kapelle rückwärts bis zum Aeschenthor — mit dem langen Zuge des Fußvolkes, aus dessen Wald von Spießen das Stadtpanner und die Zunftfahnen hervorragten. Sobald die Letzten das Thor hinter sich hatten, wurde Halt gemacht. Kaum war dies geschehen, so meldeten sich Boten aus der Stadt, die dem Zuge nachgeeilt waren. Sie verkündeten, daß man von den Thürmen der Spalenvorstadt eine neue Streitmacht von vielen Tausenden bemerke, die aus dem Sundgau — also von Westen her — sich der Stadt näherten. Doch auf die kampfbegierige Menge machte diese Kunde keinen Eindruck: wer mochte wissen, ob das alles auch wahr sei! Deshalb erwarteten sie mit Ungeduld, von den Hauptleuten in Schlachtordnung gestellt zu werden, um vorzurücken gegen den Feind. Indem nun die Führer sich anschiekten, aus dem langen, nach Zünften geordneten Zuge einen dichten und tiefen Schlachthaufen zu bilden, da wandten sich unversehens alle Blicke seitwärts gegen das Grenzacherhorn. Dort drüben, jenseits des Rheines, wo am Fuße des Berges die Straße von Rheinfelden nach Basel sich hinzieht, dort wälzten sich Staubwolken, aus welchen Waffen hervorblitzten. Deutlich war eine rothe Fahne zu erkennen — das Zeichen Oestreichs! Das konnte niemand anderer sein als Rechberg, der sonst mit seinen Schaaren zu Seckingen hauste. Dieser wegenste und schlaueste aller Feinde, der erst vor drei Wochen Brugg überfallen hatte, zog

also jetzt gegen Basel — gerade auf den Tag, wo die Armagnaken die Stadt bedrohten. Daß dieß kein blinder Zufall sei, sondern ein verabredeter Plan, das konnte Niemand sich verhehlen. Was vorher kein Zureden vermocht hatte, das bewirkte jetzt der Anblick des Neckbergischen Zuges: er öffnete den Bürgern die Augen über die Gefahr, in welcher ihre Stadt schwebte. Es war schwer zu ertragen, doch es blieb keine andere Wahl: entweder die Eidgenossen preisgeben — oder die Stadt! — Sollte diese noch gerettet werden, so wuchs mit jeder Zögerung die Gefahr. Rasch entschlossen befahl daher Hans Rot, der Bürgermeister, den schleunigen Rückzug in die Stadt. Die Bürger klagten um die Eidgenossen; aber sie gehorchten. Niedergeschlagen und voll banger Sorge, mehr in Eile als in Ordnung, wälzte sich der lange Zug wieder zurück durch das enge Thor, um sich auf die Mauern zu vertheilen. Dort blieben sie fortan, jedes Angriffs gewärtig.

So wenig als beim Herausziehen wurden die Basler auf ihrem Rückzuge vom Feinde beunruhigt. Des Dauphin's erfahrener Feldherr, der wohlberechnende Johann von Bueil, hatte seinen Schaaren strenge befohlen, die herausziehenden Städter völlig ungestört in's Feld rücken zu lassen — je weiter hinaus je besser — um ihnen nachher desto sicherer den Rückweg zur Stadt zu verlegen. Gelang dies, so mußte es ein Leichtes werden, die von Vertheidigern entblößte, von überall her geängstigte Stadt zu erstürmen; denn zu diesem Zwecke, dem Hauptziele des Tages, wartete vor der Spalenvorstadt der Dauphin mit einem beträchtlichen Gewalthaufen, und vor Klein-Basel Hans von Neckberg mit den Seinigen. Deshalb hatten die Armagnaken ruhig zugehoben, wie die Basler herauszogen und wie ihre Reihigen Halt machten beim Kreuzstein. Vom Fußvolk unten auf der Straße konnten sie nur die Spitzen der Speere und die Fahnen sehen, und als sie unter diesen eine Bewegung bemerkten, da glaubten sie nur, die Basler stellten sich in Schlachtordnung, um zu ihnen herauf zu kommen. Daß es sich im Gegentheil um schleunigen Rückzug handle, das erkannten sie erst, als es zu spät war. So war in wenigen Augenblicken der ganze Plan vereitelt; an die Eroberung Basels war für diesen Tag nicht mehr zu denken. Aber in vollem Gange war noch der Kampf mit den Eidgenossen, und dieser mußte zu Ende geführt werden.

Johann von Bueil hatte absichtlich die Eidgenossen so nahe zur Stadt kommen lassen, damit durch ihren Kampf die Basler herausgelockt würden, und es diene ganz und gar seinen Plänen, daß sie so lange Stand hielten, bis endlich die Basler erschienen. Aber jetzt, da die Städter hinter ihren Mauern verschwunden waren, da stunden die kleinen drei Schlachthaufen noch immer im Felde und trotzten jedem Angriffe, während ihre Gegner, die schon so lange mit ihnen gekämpft, immer muthloser wurden. Hilfe that hier Noth, und so führte Bueil jene zahlreiche Streitmacht, welche bisher umsonst auf die Basler gelauert, herzu in den hartnäckigen Kampf, um durch frische Kräfte den Sieg zu erzwingen.

Das Herannahen dieser neuen Reiterhaaren war für die Eidgenossen ein nieder-
schlagender Anblick; denn jetzt wußten sie für gewiß, daß die Basler, deren Kommen sie noch
immer gehofft, nun völlig aus dem Felde verschwunden seien. Doch das bittere Gefühl, daß sie
im Stiche gelassen seien, entflamnte sie nur zu um so stolzerem Muthe gegen die heranstürmenden
Reißigen. Diese aber waren ergrimmt darüber, daß die Plünderung Basels ihnen entgangen
war, und gedachten an den Eidgenossen ihre Wuth zu kühlen. So entbrannte der Kampf
auf's neue und heftiger denn je. Mit Staunen sahen die Führer der Armagnaken, wie die
Eidgenossen auch jetzt noch jeden Angriff siegreich zurückschlügen. Noch nie hatten sie ein
Fußvolk gesehen, das mit solcher Todesverachtung den Reißigen die Spitze bot. Doch bei der
Uebermacht war es möglich, die ermüdeten Schaaren fortwährend durch frische zu ersetzen,
während die Eidgenossen weder Raft noch Ruhe fanden, da sie stets durch neue Angriffe in
Athem gehalten wurden. Schon war es Mittag, und volle vier Stunden waren verfloßen
seit dem Uebergang über die Birs; aber noch immer war des Kampfes kein Ende. Wochten
noch so viele erschlagene Kofse und Reiter umherliegen — der Feinde blieb nach wie vor eine
unabsehbare Menge. Auch der Eidgenossen waren schon viele gefallen, namentlich durch die
Pfeile der Bogenschützen, und unter denen, die noch fochten, nahm die Ermüdung immer mehr
überhand. Was sollte noch werden, wenn noch länger fortgekämpft wurde, bis zur gänzlichen
Erschöpfung? Denn Hilfe war von nirgendsher zu hoffen, und an Sieg war nicht mehr zu
denken! In solcher Lage schien nur Eines noch möglich — ein geordneter Rückzug, um die
Schaar, die sich allzu kühn an die Uebermacht gewagt, wenigstens vor völligem Untergang zu
retten.

Um zum Rückzuge zu rufen, erscholl von einem Haufen zum andern und zum dritten der
dumpf brüllende Ton der Horsthörner. Alles folgte diesem Rufe — auch die Verwundeten, so viele
ihrer noch konnten; denn jeder wußte, was seiner warte, wenn er zurückbleibe und dem Feind
in die Hände falle. — Von den Reißigen verfolgt, doch in guter Ordnung, erreichten alle drei
Schlachthaufen das nahe Nebgelände, womit der Abhang gegen die Birs hin bedeckt war.
Hier waren sie geschützt gegen die Angriffe der Reiterei; doch wohin nun weiter? Vor ihnen
lag die Birs, und an ihren Ufern warteten neue Haufen von Reißigen, den Rückweg zu ver-
sperren. Es waren die Schaaren Dammartins, die nach ihrer Niederlage bei Muttentz sich zu
Münchenstein wieder gesammelt hatten, um von dort her längs der Birs auf's neue vorzu-
rücken und die Flußübergänge zu besetzen. Mitten unter diesen Feindeshaufen, auf einer Insel
von ihnen umschlossen, gewahrten die Eidgenossen ein Häuflein von etwa hundert der Ihrigen.
Es waren Nachzügler, die nach dem Siege bei Muttentz sich auf der Verfolgung zerstreut
und erst später gesammelt hatten, um den drei Schlachthaufen über die Birs nachzuziehen.
Aber beim Ueberschreiten des Flusses hatte Dammartin's Uebermacht sie ereilt und umringt.
Eine kleine Insel, mit Gesträuch bewachsen und den Reißigen unnahbar, diente ihnen als Zu-

flucht, und auf dieser hielten sie sich heldenmüthig, wie in einer belagerten Burg. Gerne hätten die Eidgenossen dieses Häuflein befreit und an sich gezogen. Doch um zur Virs und ihren Inseln zu gelangen, mußte vor allem der Mülhteich überschritten werden, der sich hier — durch eine breite Wiese getrennt — längs des Flusses hinzieht. Aber auf dieser Wiese, hinter dem Mülhteich, stunden in dichter Ordnung die Reifigen, welche die Brücken schon längst zerstört hatten. Der Teich war tief und breit; sein Wasser war reißend, und drüben starrete ein Wald von Lanzenspitzen. Wer sollte es wagen, hier hinüberzubringen? Und doch blieb keine andere Wahl, als hier hindurch — oder auf die Heimkehr verzichten! — Entschlossen sprangen einige der Berwegensten in den Teich, wo sie bis an die Brust im Wasser stunden; unterstützt durch diese, schoben andere die langen Spieße — so viele sie noch hatten — hinüber, um auf solch zerbrechlicher Nothbrücke in die Feinde zu dringen. Doch umsonst war alle Mühe und aller Todesmuth; von den Lanzen der Reifigen durchbohrt fielen alle, die das Wagmaß versuchten, und es röthete sich der Teich vom Blute dieser Tapfern. Sie hatten mehr gewagt, als was menschenmöglich war; selbst ein Winkelried wäre hier umsonst gefallen.

Die letzte Hoffnung der Eidgenossen, sich durchzuschlagen und Viesal zu erreichen — sie war dahin. Ringsum, wohin sie blickten, sahen sie Feinde — nur auf einer Seite nicht: in nächster Nähe, hart am Teiche, lag das Siedenhaus, wo sie am Morgen so eilig vorbeigezogen waren. Dieser Ort war vom Kampfe noch unberührt; denn hier hauste der Ausfatz — ein gefährlicher Feind für Alle. Doch dieses Haus des Siedethums, dessen Insassen geflohen waren, konnte Speise enthalten für die Hungrigen, und sein ummauerter Garten bot Allen eine sichere Zuflucht vor dem Feinde. Hunger und Ermüdung überwand den Eckel, und ehe der Feind sich's versah, waren die Eidgenossen im Hause, im Kirchlein und im ganzen Gehöfte. Für den Augenblick vergaßen die Erschöpften ihre Noth: sie fanden zu essen und fühlten sich sicher und geschützt hinter den Mauern. Hatten sie aus dem offenen Felde weichen müssen vor der Uebermacht, und war der Rückzug mißlungen, so hofften sie wenigstens hier noch sich des Feindes zu erwehren.

Die Armagnaken waren gewohnt, auf offenem Felde Schlachten zu schlagen, oder Städte und Burgen durch Sturm zu gewinnen; aber um ein Siedenhaus zu kämpfen, das war für sie etwas Unerhörtes. Doch der Gegner hatte hier sich festgesetzt, und so mußten sie, um den Sieg zu erringen, auch hier ihn angreifen. So ließ denn Bueil einen Theil seiner Reifigen von den Pferden steigen, um über die Mauern in den Garten zu dringen. Es war nur eine schlechte Mauer, aus losen Bruchsteinen ohne Mörtel erbaut; aber hinter ihr stunden mit ihren Hellebarden die Eidgenossen, und auf Jeden, der sie zu übersteigen versuchte, fausten wuchtige Hiebe hernieder. Umsonst war alle Anstrengung der Stürmenden; denn die Ber-

theidiger, ob der Noth ihre Müdigkeit vergessend, kämpften wie Löwen. Am Fuße der Mauer häuften sich die Erschlagenen, bis die Angreifer des erfolglosen Kampfes müde wurden und muthlos zurückwichen.

Der Sturm war völlig mißlungen, und es war vorauszusehen, daß ein zweiter und dritter Versuch keinen bessern Erfolg haben würde, so lange die Eidgenossen im Garten den Vortheil der Mauer hätten. Diese Mauer zu zerstören, wurde jetzt das einzige Geschütz herbeigerufen, welches beim Heere war, nämlich vier „Tarrasbüchsen“ oder Feldstücke, welche der österreichische Adel aus dem Elsaß mitgebracht hatte. Doch erst jetzt, wo man dieser Büchsen dringend bedurfte, da stellte sich heraus, daß es — an brauchbarem Pulver fehle! Was thun? Woher diesen Mangel ersetzen? — In der Ferne jenseits des Rheines, sah man aus dem Wiesenthale das stattliche Schloß Nöteln herüberleuchten, die Burg des Markgrafen von Hochberg. Dorthin lenkten die Edelleute die Blicke der Fremden: dort drüben, zwei Stunden vom Schlachtfelde, sei jedenfalls Pulver genug vorhanden — in der Nähe sonst nirgends! So blieb denn nichts andres übrig, als Boten zu entsenden, welche in einem „Weidling“ über den Rhein setzten, um eilends nach jenem entfernten Schlosse zu reiten.

Diese Boten mochten noch so sehr eilen, so brauchten sie zu ihrer Sendung doch mehrere Stunden; vorher konnten die Büchsen ihr Feuer nicht eröffnen, und bis dann wollten die Armagnaken auch keinen Sturm mehr wagen. So schien beiden Theilen noch eine Frist geschenkt zur Ruhe vor dem Entscheidungskampfe. Doch bei solcher Ruhe konnten die erschöpften Eidgenossen auf's neue erstarken; das fürchtete der Feind und deshalb gönnte er sie ihnen nicht. In der That ruhten nach dem mißlungenen Sturme die Waffen nicht lange, so näherten sich Schaaren von Bogenschützen zu Fuß und überschütteten den Garten mit einem Regen von Pfeilen. Die Eidgenossen sprangen auf, und mit lautem Geschrei liefen ihrer viele hinaus gegen den Feind. Draußen empfing sie ein neuer Pfeilregen; aber mit Entsetzen sahen die Schützen, wie die Getroffenen sich die blutigen Pfeile aus dem Leibe rissen und gleich Rasenden auf sie losstürzten. Alles stob auseinander, den Hellebarden der Ergrimnten zu entrinnen; aber viele der Bogner wurden dennoch ereilt und erschlagen. Da rannten die Reißigen herzu, und vor diesen wichen die Eidgenossen, ungeordnet wie sie waren, wieder zurück in den Garten. Doch draußen lagen zu Hunderten die Schützen, die ihren grimmigen Streichen erlegen waren.

Für jetzt hatten die Eidgenossen wieder Ruhe. So viel ihrer noch kampffähig waren, blieben sie im geräumigen Garten; aber drinnen im Siechenhause lagen die Verwundeten, deren Zahl sich mit jedem neuen Kampfe gemehrt hatte. Da erhob sich plötzlich ein durchdringendes Geschrei: schwarze Rauchsäulen entstieg dem Hause und umhüllten mit Blitzesschnelle das dürre Schindeldach. Sei es durch Feuerpfeile, oder auf anderm Wege — dem Feinde war es gelungen, das Haus in Brand zu stecken. An Löschen war nicht zu denken; galt es doch vor allem, von den Schwerverwundeten so viele als möglich noch aus den Flammen zu retten!

Aber mitten in diese Noth und diesen Jammer fauste ein neuer Pfeilregen. Wieder, wie früher, stürzten mit Geschrei viele Eidgenossen hinaus, und ein neues Blutbad begann unter den Schützen, bis die Ausfallenden im Handgemenge an die Reiterei geriethen. Sich durchzuschlagen, etwa nach Basel, war nicht mehr möglich, und so wichen sie wieder zurück, wie früher, zum Siechengarten. Die Reissigen verfolgten sie bis an die Mauer; aber nochmals zum Sturme zu schreiten — das wagten sie auch jetzt nicht.

So behielten die Eidgenossen noch immer den Garten als ihre letzte Zuflucht. Aber wie sah es aus hinter seinen Mauern! Den Boden deckten Verwundete und Sterbende, die aus den brennenden Gebäuden waren gerettet worden, und deren Stöhnen jetzt die Luft erfüllte. Zur Hitze des Tages gesellte sich die Glut und der Qualm des Brandes; denn das Siechenhaus, die Kirche, alle sonstigen Gebäude brannten lichterloh. Nur der gewölbte Keller unter dem Siechenhause blieb noch unverfehrt. So stunden die Eidgenossen — neben sich die verzehrende Glut und hinter sich die hilflosen Verwundeten — in banger Ungewißheit, was der Abend noch bringen werde, aber vom Feinde, der sie rings umgab, noch unbezwungen. Ihre Lage war eine verzweifelte; doch auch draußen bei den Armagnaken herrschte eine düstere und sorgenvolle Stimmung. Noch nie hatten sie in einer Schlacht so viel Unerwartetes und Unerhörtes gesehen, noch nie — bei so ungleicher Zahl — solche Verluste erlebt und so lange um den Sieg gerungen. Wie sollte dieser Tag noch enden? Was sollte noch werden, wenn je das erwartete Pulver ausblieb? Solche Fragen erfüllten die Hauptleute mit Sorgen, indeß die Waffen für den Augenblick wieder ruhten. Umsonst blickten sie hinüber zum Rheine; die erwarteten Boten waren noch nirgends sichtbar.

Aber von anderer Seite, von jenseits der Birs, sahen sie bald einen stattlichen Zug von Reissigen nahen; sie erkannten die rothe Fahne — es war Rechberg. Am Vormittag, als er jenseits des Rheines gegen Klein-Basel ritt, hatte er den Rückzug der Basler wohl bemerkt und sofort erkannt, daß der Anschlag auf die Stadt verfehlt sei, und daß sein Verbleiben vor Klein-Basel nutzlos wäre. Um wenigstens an der Vernichtung der Eidgenossen noch seinen Theil zu haben, war er sofort umgekehrt und mit seiner reissigen Schaar nach Rheinfelden geeilt. Hier hatte ihm der Schloßherr, Wilhelm von Grünenberg, den Durchpaß über die Rheinbrücke gestattet, so daß er auf dem diesseitigen Ufer das Schlachtfeld erreichen konnte. Die Straße führte damals über Augst und Pratteln. Hier gewahrten seine Leute einige verwundete Eidgenossen, welche aus der Hardt herausstraten und nach Viestal wollten. Durch freundliches Zurufen ließen diese sich täuschen und kamen arglos näher; da fielen die Reissigen über sie her und erstachen sie. Ungewiß, ob die Schlacht schon zu Ende sei, trabte Rechberg mit seiner Schaar weiter, neben Muttenz vorbei und über das Feld, wo das wirre Durcheinander der Erschlagenen genugsam verrieth, was am frühen Morgen hier geschehen war. Doch was mußte er erst sehen, als er sich St. Jakob näherte! Das Siechenhaus und die

Kirche waren in Rauch gehüllt; aber im Garten stunden noch immer die Eidgenossen, und die zahllosen Schaaren der Armagnaken — sie hielten unthätig rings umher, als stünden sie vor einer unbezwingbaren Burg! Mit Entrüstung vernahm er den Grund, daß man auf Pulver warte. Wenn die Fremden ohne Geschütz nicht zu stürmen wagten, so wollte er mit den Seinen es thun. Obschon ermüdet vom langen Ritte dieses Tages, sprangen sofort die Keißigen von ihren abgehetzten Thieren, den Sturm auf den Garten zu unternehmen. Ihrem Beispiele folgten die Edelleute aus dem Elsaß, und auch die Hauptleute der Armagnaken gewannen neuen Muth, den Sturm zu versuchen. Denn wer konnte wissen, ob das Pulver überhaupt noch eintreffen werde! So galt es denn, schon jetzt ein letztes Opfer zu wagen, um endlich den Sieg zu erringen.

Vom früheren Sturme her lagen die Leichen noch haufenweise an der Mauer; sie erleichterten den Stürmenden das Hinaufsteigen. Doch die Eidgenossen kämpften mit dem Muth der Verzweiflung; in der Noth des Augenblickes rissen sie selbst Steine von der Mauer, die sie vertheidigten, und schleuderten sie mit zerschmetternder Wucht auf die Feinde. Viele der Angreifer stürzten dahin, und andere wichen entsezt zurück. Die wiederholten Versuche, in den Garten zu dringen, scheiterten alle an der heldenmüthigen Gegenwehr, bis endlich die Keißigen, ermüdet und entmuthigt, vom vergeblichen Ringen völlig abließen. Auf den Erschlagenen des früheren Sturmes lagen neue Leichen; das war des erbitterten Kampfes einzige Frucht. Enttäuscht und verstimmt sah Rechberg diesen Ausgang; auch er blickte jetzt, wie die Armagnaken, hinüber nach dem Rheine, ob das ersehnte Pulver, des Heeres letzte Zuversicht, vielleicht noch eintreffe.

Schon war es spät am Nachmittage, es gieng gegen die Vesperzeit — da erhob sich unter den Armagnaken ein Jubelgeschrei: man sah die Boten — sie kamen nicht mit leeren Händen! Bald waren die vier Geschütze aufgefahen, dem Garten gegenüber. Schuß auf Schuß donnerte, und als der Pulverdampf verweht war, da zeigte die Mauer eine merkliche Lücke. Jetzt war es möglich, beinahe ebenen Fußes in den Garten zu dringen: der Sturm konnte beginnen! — Doch ein neuer Sturm — das eben war es, was die fremden Heerführer zu vermeiden suchten. Sie hatten in den bisherigen Kämpfen schon zu viele ihrer besten Leute verloren, und der jüngst mißlungene Sturm hatte auf's neue gezeigt, welche Opfer es noch kosten würde, die Eidgenossen mit blanker Waffe zu bezwingen. Vielmehr schien jetzt, da die schützende Mauer durchschossen war, der günstige Augenblick gekommen, um die Vertheidiger dieser Trümmer an die Rettung ihres Lebens zu mahnen und sie zur Uebergabe zu bewegen.

Aber die Armagnaken kannten weder die Sprache noch die Sitten der Eidgenossen. Deshalb baten sie ihren Vertrauensmann, den Ritter Burkhard Münch, mit diesen Leuten für sie

zu reden; er sollte um jeden Preis die Uebergabe des Gartens bewirken, d. h. nöthigenfalls freien Abzug bewilligen. Dieser Auftrag mußte ihn sehr verdrießen, wenn er gedachte, wozu er die Fremden in's Land geführt. Schon in der ersten Schlacht sich behelfen mit halbem Siege, und um ein Siechenhaus unterhandeln, als gälte es ein felsenfestes Schloß — das war kein guter Anfang zur Bezwingung der Eidgenossenschaft! Vielmehr hätte er gewünscht, daß um jeden Preis — wenn auch noch so blutig — ein vollständiger Sieg ersojchten würde. Doch dem dringenden Begehren seiner Gönner mußte der landeskundige Ritter nothgedrungen sich fügen, und so übernahm er den Auftrag, welchem er selber keinen Erfolg wünschte.

Von einem Herolde begleitet, ritt Burkhard Münch vor den Garten und öffnete sein Visier, mit den Eidgenossen zu reden. Er konnte hinweisen auf die zerstossene Mauer, auf das drohende Geschütz, auf die Noth und Bedrängniß jeder Art, welche überall sie umgab. Aber er redete vor ihnen noch anderes; er sprach die Gedanken aus, die ihn beim Anblick all ihres Glends bewegten. Schon lange hatte er über die Eidgenossen einen Tag herbeigewünscht wie diesen — einen Tag der Rache für all das Uebel, das sie seit Menschenaltern dem Hause Desreich und dem Adel schon zugefügt. Der heutige Tag aber, der 26. August, war ihm von jeher ein denkwürdiger Tag: es war der Jahrestag der Schlacht bei Crécy, wo einer seiner Ahnen — vor bald hundert Jahren (1346) — an der Seite des blinden Königs Johann von Böhmen gekämpft und einen ruhmvollen Tod gefunden. Im Dienste Frankreichs war er gefallen, und jetzt geschah es durch französische Hilfe, daß er, der Enkel, die Rache an den Eidgenossen erleben durfte. Deshalb gedachte er seiner Ahnen, als er hineinsah in den Garten, wo die Verwundeten und Sterbenden lagen — eine reisende Ernte für den Kirchhof. Er freute sich dieses Anblicks: ihm war, als genieße er die Frucht dessen, was einst sein Vorfahr durch seinen Heldentod gesät, und so ließ er die Eidgenossen das stolze Wort hören: „Ich sehe in einen Rosengarten (d. h. einen Kirchhof), den meine Vorfahren gepflanzt haben vor hundert Jahren!“ — Das Wort war kaum gefallen — da fauste aus dem Garten ein Stein, und vom Pferde sank Burkhard Münch mit zerschmettertem, blutüberströmtem Gesicht. Entsetzt hoben die Seinen ihn auf und trugen ihn hinweg aus den Augen seiner Feinde, auf das Feld oberhalb St. Jakob, ihn dort zu verbinden.

Alles hatten die Armagnaken eher erwartet, als solch ein Ende der Unterredung. Sie wußten nicht, was ihr Vertrauensmann gesprochen, aber sie sahen die blutige Antwort, die ihm geworden; das war genug! Der Steinwurf sagte ihnen deutlich, daß die Eidgenossen auch jetzt noch — trotz der zertrümmerten Mauer — bereit seien zum Kampfe bis auf's Messer, bis auf den letzten Mann. Aber diesen Kampf, den sie schon längst zu vermeiden gesucht, fürchteten die Fremden jetzt noch mehr als zuvor. Lieber wollten sie auf den völligen Sieg verzichten, als mit unabsehbaren Opfern ihn erkaufen. Wohl schien die frevelhafte Verletzung ihres Gesandten sie zur Rache herauszufordern. Aber Burkhard Münch war keiner

der Ihrigen; er war nicht aus ihrem Volke, sondern nur ihr Werkzeug gewesen. Und jetzt, nach all den Enttäuschungen, die der blutige Tag schon gebracht, mußten sie dem Unglücklichen geringen Dank, daß er sie in dieses Land geführt, wo sie so viel Unerhörtes und Verdrießliches erfahren mußten. Weit entfernt ihn zu rächen, zeigten sie sich vielmehr entschlossen, mit ihren Schaaren die Umgebung des Siechenhauses zu verlassen, um auf diese Weise — zwar nicht förmlich, aber doch thatsächlich — dem trotzigen Gegner freien Abzug zu gewähren.

Wenn diesem Entschlusse die That folgte, dann waren die Eidgenossen so viel als gerettet — und das war die Frucht jenes verwegenen Wurfes, der zunächst nur dem höhnischen Redner gegolten. Doch nicht so, wie die Armagnaken, dachten die österreichischen Edelleute. Für sie war ein halber Sieg kaum besser als eine Niederlage; denn was konnten sie noch hoffen für Farnsburg und für Zürich, wenn das Heer des Dauphin schon jetzt begann, dem Kampfe mit den Eidgenossen auszuweichen? Alles war für sie verloren, wenn die Fremden bei ihrem Vorsatze blieben. Deshalb erhoben Nechberg und seine Genossen ihre Stimme und beschworen die Armagnaken, bei ihrer Ritterehre und beim Ruhm der französischen Waffen, sie hier nicht im Stiche zu lassen, sondern den unerhörten Frevel, den „die Bauern“ an ihrem Gesandten verübt, nach Gebühr zu strafen. Ihre eindringlichen Reden blieben nicht erfolglos. „Besser hier mit Ehren gestorben, als in Frankreich mit Schanden gelebt!“ — so rief einer der Hauptleute und hieß sofort seine Schaar von den Pferden steigen, zu neuem Sturme auf den Garten. An der Stelle, wo die Mauer in Trümmern lag, drang er mit den Seinen hinein und gerieth in's Handgemenge mit den Eidgenossen. Doch nicht lange währte es, da sah man die Stürmenden zurückweichen: der Held, der sie geführt — er lag tödtlich getroffen in seinem Blute!

Der Tod dieses Mannes war ein Verlust, größer als jeder andere; denn der Erschlagene war kein geringerer, als Robert von Brezé, der Großmeister der Johanniter in Frankreich, ein Bufenfreund des Dauphin. Ein Ritter wie dieser, von so hoher Würde und solch edlem Namen — der konnte nicht ungerochen bleiben. So viele und schwere Opfer die Schlacht schon gekostet hatte — mit diesem Schlage durfte der blutige Tag nicht enden! Zornig hießen die Hauptleute — schon bereit zum Hinwegreiten — ihre Reissigen wieder absteigen und bleiben. Mit frohem Muth gewahrten das die deutschen Edelleute; sie gewannen neue Zuversicht und begehrten nichts besseres, als den Fremden voranzugehen zum Sturme. Vor allem aber ließen sie die Geschütze ihren Standpunkt verändern und seitwärts auffahren, um während des Sturmes auf's neue den Garten zu beschießen. Dieser wirksamen Hilfe gewiß, schritten sie mit Ungestim zum Angriff. Auf den Trümmern der eingestürzten Mauer traten ihnen die Vertheidiger entgegen, und es entbrannte ein heftiger Kampf; denn gegenseitig wurde mit größter Erbitterung gefochten. Für die Angreifer hieng alles am Gelingen dieses Sturmes: der Sieg dieses Tages, der Erfolg des ganzen Feldzuges, die Rettung der Farnsburg. Aber

die Eidgenossen schlugen sich mit dem Muthe der Verzweiflung, als Männer, die nichts mehr zu verlieren hatten, als ihre Waffen und ihr Leben. Mitten in den Lärm und das Getöse des Kampfes hinein brüllte der Donner des Geschützes. Alle hörten ihn; doch die Kämpfenden, in der Noth des Handgemenges, achteten des nicht, was in ihrem Rücken geschah. Mochten neue Löcher in der Mauer entstehen, mochten die Steinfugeln einige Unglückliche zerschmettern — sie hatten zu ringen mit dem Feinde, den sie vor sich hatten, und der allem aufbot, sie zu überwältigen. Ihre letzten Kräfte verzehrend, hielten sie heldenmüthig Stand, entschlossen hier zu sterben, aber nicht zu weichen.

So währte der Kampf fort, indeß die vier Büchsen wieder schußfertig wurden. Mit „Hagelsteinen“ (Kartätschen) waren sie jetzt geladen, und die Büchsenmeister richteten sie, durch die frischen Löcher der Mauer zielend, auf die wogende Menge der kämpfenden Eidgenossen. Da krachte ein Schuß, und ein Hagel von Bleistücken, großen und kleinen, schlug mitten in den dichtstehenden Haufen. Zahllos stürzten die Getroffenen durcheinander, und überrascht und entsetzt drängte der eine hier, der andere dorthin — die Verwirrung war grenzenlos. Aber ein Schuß folgte dem andern, und jeder auf's neue schleuderte Tod und Verderben unter die bestürzten Eidgenossen. Keiner wußte, wie ihm geschah, Keiner sah mehr auf den andern; Jeder strebte nur noch hinaus aus dem Gedränge, dem Bleihagel zu entrinnen. Ordnungslös stürzten sie nach allen Seiten hinaus über die Mauer, auf die Geschütze, in den Feind. Rettung war keine mehr zu hoffen; aber Jeder suchte seinen Tod noch zum Voraus zu rächen. Wem dieß nicht mehr möglich, der warf sich verzweiflungsvoll dem Verderben entgegen: man sah Männer, die mit abgeschossenen Händen sich noch auf den Feind stürzten. So entspann sich draußen vor dem Garten ein grimmes Gemetzel, und noch mancher Armagnake wurde hier erschlagen, bis endlich, nach verzweifelter Gegenwehr, der letzte Eidgenosse der Uebermacht erlag.

Während draußen dieser Verzweiflungskampf tobte, war der Garten dem Sieger preisgegeben. Kaum waren die Eidgenossen hinausgestürzt, so stieg der Feind von verschiedenen Seiten über die Mauer und übermannte die Wenigen, welche im Handgemenge noch an der Bresche fochten. Alles wurde niedergemacht — auch die Verwundeten, welche schon von den früheren Stürmen und Ausfällen her, und jetzt noch vom Geschützfeuer, in Menge umherlagen. So wurde diese Unglückstätte der Schauplatz einer Würgerei, die nach der Meinung eines Augenzeugen „einen Stein hätte erbarmen sollen.“ Aber noch war nicht alles gethan. Denn unter dem brennenden Siechenhause waren im festgewölbten Keller noch viele Eidgenossen, die in der ersten Verwirrung sich vor dem Geschützfeuer hierher gerettet hatten. Gleich nachher hatte der hereindringende Feind den Garten erfüllt, und nun war es für ihn ein Leichtes, das Heraufsteigen aus dieser Höhle zu verwehren. So mußten die Eidgenossen das Wehegeschrei ihrer verwundeten Brüder hören, ohne ihnen beispringen zu können. Da wurde ihnen von

oben herab zugerufen, sich gefangen zu geben. — Das wollten sie nicht; denn sie hatten noch ihre Waffen, und deshalb beehrten sie, daß man sie heraufkommen lasse an's Tageslicht und hinaus in's freie Feld. „Dort wollen wir“ — so rief Einer von ihnen — „uns ritterlich um's Leben wehren, gegen dreimal so viel der Guern als wir sind, daß man in Frankreich noch in sechzig Jahren davon sagen soll!“ — Bei solchem Vorschlage zählten sie auf des Siegers ritterlichen Sinn, der auch am Unterliegenden die Tapferkeit ehren werde — doch sie zählten umsonst. Die Armagnaken waren erschreckt und erbittert durch die bisherigen Verluste; sie hatten des ritterlichen Kampfes schon mehr als genug und wagten es nicht mehr, den so mühsam errungenen Sieg auf's neue zu erproben. Statt aller Antwort wurden brennende Trümmer vom Siechenhause herabgerissen, und in wenigen Augenblicken thürmte sich vor des Kellers einzigem Eingang ein qualmender Schutthause. Wohl war aus dem Innern noch dumpfes Rufen und Schreien vernehmbar — doch auch dieses verstummte bald. Der erstickende Rauch hatte sein Werk gethan: der Sieg war vollständig!

An den Trümmern des Siechenhauses war nichts mehr zu brennen, und im Garten und seiner Umgebung blieb nichts mehr zu morden. Aber dort drüben, auf einer Insel mitten in der Birs, dort stand noch immer jenes Häuflein von Eidgenossen, welche schon am Vormittag waren unringt worden. Getrennt wie sie waren, hatten sie aus der Ferne in banger Erwartung den Gang des Kampfes verfolgt. So lange die Vertheidiger des Siechenhauses sich behaupteten, so lange hatten auch sie noch auf Rettung gehofft. Doch sie hatten gesehen, wie das Haus brannte, und der Donner des Geschützes war ihnen kein gutes Zeichen. Aber jetzt, da die Sonne immer tiefer sank, vernahmen sie kein Getümmel mehr von drüben, sondern freudige Bewegung zeigte sich unter den Feinden ringsumher, und vor sich am Ufer sahen sie vier Geschütze auffahren: so war es denn gewiß, daß alles verloren sei! Erschöpft und entmuthigt ergaben sie sich — ihrer waren noch 70 — dem Sieger als Gefangene. Die Armagnaken waren geneigt, diese letzten der Besiegten zu schonen. Aber der Rachedurst der Deutschen war noch nicht gestillt, und vor allen rief Peter von Mörsperg: „Tödtet diese Bösewichte; denn hätten sie Oberhand, und hätten sie den König selber in ihrer Gewalt — er müßte sterben!“ — Da ließen es die Armagnaken geschehen. Nur einzelne Wenige, von welchen ein Lösegeld zu hoffen war, wurden bei Seite genommen und als Gefangene fortgeführt, wie jener Burkhard Ehrenfels von Viesal, der später noch die Burgunderkriege erlebte. Auf die Uebrigen aber warf die untergehende Sonne ihre Strahlen zum letzten Mal. Gebunden wie sie waren, wurden sie alle der Rache geopfert. Das war des blutigen Tages Ende.

Die hereinbrechende Nacht warf ihren Schleier über die bluttriefende Walstatt, indeß die Hauptleute der Armagnaken hinweeilten, die frohe Botschaft des endlich vollendeten Sieges dem Dauphin zu verkünden. Den ganzen Tag über hatte dieser mit seinen Reifigen im Felde

westlich von Basel gehalten, um von hier aus nicht nur die Stadt zu beobachten, sondern im Nothfall auch bereit zu sein, den bei St. Jakob kämpfenden Schaaren noch Hilfe zu bringen. In fieberhafter Spannung hatte er so manche Stunde gewartet; um so froher wurde er ob der Siegesbotschaft. Er dankte den Hauptleuten für ihre Tapferkeit und Ausdauer, führte sie in sein Quartier und bewirthete sie auf's beste. Wohl war der Ausgang des Tages ein anderer, als wie er ihn am Morgen gehofft hatte; denn Basel war noch nicht erobert. Aber nach solch unerhört hartnäckigem Kampfe schien es schon ein Großes, daß die Uebermacht wenigstens das Feld behauptete. Immerhin wurden dem Dauphin schon jetzt die Opfer fühlbar, die der Sieg gekostet. Im Kreise seiner Getreuen vermischte er vor allem den tapfern Robert von Brezé, seinen persönlichen Freund. Auch fehlte ihm Burkhard Münch, der unentbehrliche Führer und Berather im fremden Lande. Dieser war auf sein Schloß Landsehr, vier Stunden weit im Sundgau gebracht worden; denn die näher gelegene Landskron, seine Stammburg, hatte er schon vor Jahren verkauft. Dort nun durchlebte er noch drei qualvolle Tage, ohne mehr ein vernehmbares Wort hervorzubringen. Seine Leiche sollte in Basel bei den Gräbern seiner Ahnen ruhen, in jener Seitenkapelle des Münsters, welche noch jetzt das Wappen der Münche trägt. Aber der Rath verweigerte dem Feinde, auch dem todtten, den Einlaß in die Stadt; er wurde zu Neuenburg am Rhein begraben. Dennoch hinterließ er bei Basel ein Wahrzeichen seines Falles. Auf dem Felde oberhalb St. Jakob, wo er nach seinem Sturze die erste Pflege erhielt, dort entfiel ihm sein ehernes Siegel, das er an einer Schnur um den Hals getragen. Vierhundert Jahre blieb es unbemerkt in der Erde liegen, bis der Pflug eines Landmannes diesen stummen Zeugen der Vergangenheit wieder zu Tage förderte.

Während der Dauphin sich des Sieges freute, und Burkhard Münch mit dem Tode rang, gedachte der rastlose Nechberg der Belagerten auf der Farnsburg und in Zürich. Die Mühsal des Tages vergeßend, eilte er vom Schlachtfelde wieder zurück nach Seckingen. Kaum dort eingetroffen, ließ er durch Thüring von Hallwil den ältern einen Brief schreiben, den ein Eilbote auf Schleichwegen in das belagerte Zürich trug. Festlich ertönten dort alle Glocken, als die Siegesbotschaft bekannt wurde. Den belagernden Eidgenossen aber, die noch nichts wußten, verkündeten höhnende Rufe von den Mauern des Festjubels Ursache, das Unglück der Ihrigen vor Basel. — Für Farnsburg, das dem Schlachtfelde so nahe lag, war solch eine Botschaft nicht nöthig. Schon vor der Schlacht hatte zu Bern der Rath — in Folge beunruhigender Nachrichten — die Heimkehr der Belagerungsheere von Farnsburg und Zürich beschlossen, da diese Streitkräfte zur Vertheidigung der Heimat nöthig schienen. Vor Farnsburg traf dieser Befehl schon am Tage der Schlacht ein, als die Belagerer noch ungewiß waren über das Schicksal der Ausgezogenen auf dem Streifzuge. Als nun mit dem Abend die sichere Kunde kam, daß dort unten vor Basel alles verloren sei, da waren die Berner nicht länger zu halten. Umsonst redeten die Luzerner ihnen zu, sie sollten noch ausharren, oder

doch wenigstens bleiben, bis das schwere Geschütz in Sicherheit sei; — alle Bemühungen blieben fruchtlos. So sah denn der grauende Morgen des Donnerstags den schleunigen Aufbruch des gesammten Belagerungsheeres. Die große Büchse der Basler, „die Rennerin“ genannt, blieb verlassen stehen — eine Beute für die jubelnden Insassen des Schlosses. Zwei Tage später zündeten auch vor Zürich die Belagerer ihre Strohhütten an und zogen heimwärts.

Indeß auf der Farnsburg und in Zürich Freude herrschte, lastete düstere Stimmung und bange Sorge auf allen Gemüthern in Basel. Nothgedrungen, um ihre Stadt zu retten, hatten die Bürger die kämpfenden Eidgenossen ihrem Schicksal überlassen müssen. Jetzt aber, da diese erlegen waren, mußten sie gewärtig sein, daß das siegreiche Heer seine ganze Macht gegen die Stadt wende, sie zu erobern. Der Brief, den der Rath noch am Samstag vor der Schlacht an den Dauphin gerichtet, war ohne Antwort geblieben; so galt es noch einen letzten Versuch, mit dem übermächtigen Feinde auf gültlichem Wege zu unterhandeln. Wer aber sollte sich hinauswagen vor die Stadt, hinaus unter das siegestrunkene fremde Kriegsvolk, das weder Treue noch Glauben hielt, unter diese erbarmungslosen Horden, die jeder Greuelthat fähig waren? Zwei Klosterbrüder waren es, aus den Barfüßern, welche den gefährvollen Auftrag übernahmen, beim Dauphin um sicheres Geleit zu bitten für eine Gesandtschaft des Raths an ihn. Furchtlos giengen sie hinaus, am Morgen nach der Schlacht, und ungehindert zogen sie ihres Weges; denn Niemand wagte sich an die Männer, welche in der braunen Kutte des heiligen Franz einher schritten. Nach vielem Fragen vernahmen sie, daß der Dauphin bereits wieder nach Waltighofen geritten sei, fünf Stunden weit von Basel. Ungefäumt eilten die rüstigen Barfüßer ihm nach bis dorthin, und noch am nämlichen Tage kehrten sie zurück nach Basel mit einem Geleitsbrieft für die Gesandten des Raths, welche morgen nach Solgensburg kommen sollten. So war denn — vorderhand wenigstens — kein feindlicher Angriff auf die Stadt zu besorgen, und die nächste Zukunft erschien nicht mehr so drohend wie bisher. Umso mehr aber erfüllte jetzt alle Gemüther das Geschehene, die Schlacht.

Schon während des Kampfes, so lange die Eidgenossen noch oberhalb St. Jakob im offenen Felde fochten, waren wohl mehr als hundert Verwundete in die Stadt gekommen und hatten dort Aufnahme und Pflege gefunden. Unter ihnen war auch Wernher Aebli, genannt Milchmatter, von 50 Glarnern der einzige, der die Schlacht überlebte. Aus sieben Wunden blutend, hatte er sich bis zur Stadt geschleppt; dennoch genas er in der Folge und bekleidete später in seiner Heimat noch Würden und Aemter. Doch was waren diese Wenigen, die dem Feinde entronnen waren, neben den Vielen, welche draußen auf der Walfstatt lagen! Dort hinaus, auf das blutige Feld und auf die rauchenden Trümmer, waren alle Blicke aus der Stadt gerichtet. Aber dort stunden als Sieger die Feinde, vollauf noch beschäftigt mit den Leichen der Ihrigen. Die erschlagenen Edelleute wurden in weite Ferne geführt, theils in's Elsaß, theils nach Mömpelgard und noch weiter hin, zur Bestattung in Kirchen und Klöstern. Doch ihrer

waren wenige im Vergleich zur Menge der Erschlagen überhaupt. Diese wurden gezählt — aber die Hauptleute erschraken ob der Zahl. Den erlittenen Verlust zu verbergen, wurde nur ein geringer Theil der Gefallenen auf der Walstatt vergraben, die übrigen aber haufenweise fortgeschafft in die nächsten Dörfer, wo ganze Häuser und Scheunen mit Leichen gefüllt und verbrannt wurden. Große Dörfer, wie Arlesheim, Reinach und Aesch, giengen bei solcher Leichenverbrennung mit in den Flammen auf. Dennoch wurde es später ruckbar, daß die Armagnaken weit über zweitausend Todte verloren hätten, d. h. nahezu doppelt so viel als die unterliegenden Eidgenossen. Um die ausgeplünderten Leichen dieser letztern kümmerte der Sieger sich nicht, so wenig als um seine gefallenen Streitrosse, deren mehr als eilfhundert weit und breit auf dem Felde lagen. Erst am Freitag, als dem dritten Tage, da er nach Kriegsrecht das Feld behauptet, ließ der Dauphin durch einen Herold sicheres Geleit ausrufen für jeden Unbewaffneten, der auf der Walstatt die Erschlagenen suchen und bestatten wolle.

Als dieser Ruf in Basel bekannt wurde, da strömte aus dem Aeschenthor eine bunte Menge von Männern und Frauen, wohl vierhundert an der Zahl; vor allen aber eilten auf das Schlachtfeld die Klosterbrüder der Prediger, Barfüßer und Augustiner mit Wagen und Karren zum Ausladen der Todten. Mit Grauen und Bewunderung sahen sie die Leichen der erschlagenen Eidgenossen — meist stattliche, hochgewachsene Gestalten, aber theilweise schrecklich entstellt durch ihre Wunden. Neben Jünglingen lag hier manch längst bewährter Held, wie jener Hans Lantwing, der einst am Unglückstage von Arbedo — vor zweiundzwanzig Jahren — aus der Hand des sterbenden Kollin das blutgetränkte Banner von Zug empfangen und gerettet hatte. — An den meisten Leichen sah man einen klaffenden Hieb durch den Hals — ein deutliches Zeichen, daß der Feind die Verwundeten gemordet. Nur Wenige waren diesem Schicksal entgangen, und ihrer zwei wurden — drei Tage nach der Schlacht — noch lebend gefunden; doch sie starben bald nachher in der Stadt. Auch die Leichen der Hauptleute und anderer namhafter Männer wurden in Basel beerdigt. Zu St. Jakob aber wurden neben dem engen Kirchhofe drei große Gruben gegraben, und alle erschlagenen Eidgenossen hineingelegt. Bis zum Sonntag Abend währte das Begraben, und Montags wurden in allen Kirchen Basels feierliche Leichengebete gehalten. Nicht weniger als 1168 Todte waren gezählt worden. Aber vier Wochen später, als der Schutt des Siechenhauses hinweggeräumt wurde, da fanden sich im Keller noch jene Eidgenossen, die hier eingeschlossen und erstickt waren. Dicht gedrängt im engen Raume, stunden die starren Körper noch aufrecht, vom Feuer unversehrt; ihrer waren 99, die hier den Tod gefunden. Im Wasser endlich, und im Gesträuche des Birsufers, kamen nach Jahr und Tag noch einzelne Leichname zum Vorschein. — Von jenen 1500, die in der Schlacht gefochten, waren überhaupt kaum 200 dem Tode entronnen, und auch diese waren nur dadurch gerettet, daß sie schon in den ersten Stunden des Kampfes entwichen waren, theils nach Viesital, theils nach Basel. Die Wenigen unter ihnen, die keine

Wunden aufzuweisen hatten, traf später in ihrer Heimat allgemeine Verachtung. Weitaus die Meisten aber trugen an ihrem Leibe das blutige Zeugniß, daß sie nicht eher aus der Schlacht gewichen, als bis sie durch Wunden kampfunfähig geworden, und daß sie die würdigen Genossen seien derer, die für das Vaterland den Heldentod gestorben.

Indeß die Basler die Verwundeten pflegten und die Todten begruben, erntete der Sieger die Früchte seines Erfolges. Kaum hatte sich am Tage nach der Schlacht die Kunde verbreitet, daß die Eidgenossen vor Farnsburg abgezogen seien, so rückten schon folgenden Tages (Freitags den 28. Aug.) 4000 Armagnaken unter Johann von Commercey rheinaufwärts, um die östreichischen Waldstädte Seckingen, Laufenburg und Waldshut zu besetzen. Während diese vorrückten, kam Botschaft von Zürich, daß auch vor dieser Stadt die Eidgenossen ihr Lager geräumt hätten. So waren denn für Oestreich, durch den Sieg bei St. Jakob, die allerdringendsten Wünsche erfüllt. Aber das Ziel des Dauphin, die Eroberung Basels, war noch in keiner Weise erreicht. Durch List war die Stadt nicht zu gewinnen — das hatte das Verhalten der Basler während der Schlacht gezeigt. Aber nachher hatten sie den Sieger gebeten, daß er ihre Gesandten zu sich lasse. Dieser Schritt, der ihre Friedensliebe bekundete, gab dem Dauphin die Hoffnung, daß die Basler jetzt — nach der Niederlage ihrer Verbündeten — den Frieden suchten um jeden Preis. Es schien ihm daher nicht unmöglich, die erschreckten Städter ohne Schwertstreich, allein durch Drohungen, zur Unterwerfung zu drängen. Deshalb hatte er bereitwillig den Bitten jener zwei Barfüßer entsprochen und den Boten Basels freies Geleit zugesichert nach Solgensburg. Als diese am Freitag nach der Schlacht sich dort einstellten, da wurde erst ein förmlicher Tag verabredet auf nächsten Montag den 31. August, nach Altkirch, wohin mittlerweile der Dauphin sein Hauptquartier verlegte. Hier nun, in Altkirch, brachte er als Klage gegen Basel vor, daß die Stadt mit den Eidgenossen, den Feinden Oestreichs und des Adels, sich verbündet habe. Zugleich forderte er eine beträchtliche Geldsumme als Entschädigung dafür, daß aus der Stadt (am Montag vor der Schlacht) auf ihn persönlich sei geschossen worden. Die Verhandlung führte jedoch zu keinem weitem Ergebnisse, als zu einem achttägigen Waffenstillstand, wobei der Dauphin versprach, er werde aus Rücksicht für das Concil eine Gesandtschaft nach Basel senden.

Wirklich erschienen Sonntags den 6. September die Gesandten des Dauphin in der Stadt, mit einem Gefolge von vierzig Pferden, und blieben mehrere Tage hier. Im großen Saale des Augustinerklosters (wo jetzt das Museum steht) fanden die Verhandlungen statt, bei welchen nicht nur mehrere Cardinäle nebst dem Bischof von Basel zugegen waren, als Vertreter des Concils, sondern auch Boten von Bern und Solothurn. Die Stadt war vertreten durch ihren Altbürgermeister Arnold von Rotberg, den Oberstzunftmeister Oespernell und einige Rathsherren. Unter den Bevollmächtigten des Dauphin aber befand sich auch

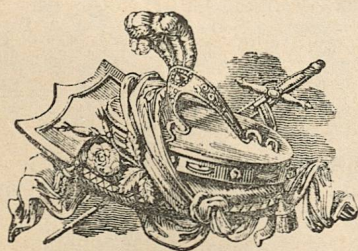
sein Feldherr Johann von Bueil, der die Schlacht geleitet hatte. Dieser forderte jetzt nichts Geringeres, als daß die Stadt dem Könige von Frankreich hulbige und ihn als ihren Herrn anerkenne, wogegen der König sie gnädig in seinen Schirm nehmen und alle ihre Freiheiten bestätigen würde. — Auf solch unerwartete Zumuthung entgegneten die Basler: sie seien eine freie Reichsstadt, und als solche seien sie keinem anderen Herren pflichtig, als dem römischen König und ihrem Bischof. — Da wurden die Franzosen heftig und drohten, der Dauphin werde alles daran setzen und werde die Stadt mit Gewalt dazu bringen, daß sie ihm hulbigen müsse! — Aber entschlossenen Muthes erklärten die Vertreter der Stadt: dem römischen Reiche und dem Bischof wollten sie treu bleiben, soviel sie auch darum leiden müßten! — Alles weitere Zureden der Franzosen war vergeblich; die Basler blieben fest bei ihrer Weigerung, und die Gesandten verließen unverrichteter Dinge die Stadt.

Dieser ungünstige Ausgang der Verhandlungen zeigte dem Dauphin, daß die Basler entschlossen seien, seinen Zumuthungen bis auf's äußerste zu widerstehen, daß also die Stadt nur durch Waffengewalt zu gewinnen sei, d. h. durch einen Sturm. Doch zu einem solchen Wagniß konnte er sich nicht mehr entschließen seit dem blutigen Tage, an welchem er Basels Verbündete kennen gelernt. Die Schlacht hatte ihn gelehrt, welch schwere Opfer es koste, den Eidgenossen ein Siechenhaus abzurufen. Was sollte erst werden bei einem Sturm auf die Mauer einer wohlverwahrten Stadt, wenn ihre Bürger auch nur irgendwie von dem Heldenthum ihrer Bundesgenossen befeelt waren? Ein völliges Mißlingen war mit Grund zu befürchten, und so blieb dem Dauphin kein anderer Ausweg, als seinen Lieblingsplan aufzugeben und auf die Eroberung Basels zu verzichten. So bald er aber dieses Ziel fallen ließ, so hatte der Krieg gegen die Eidgenossen, der ihm bisher als Vorwand gedient, fortan für ihn keinen Zweck mehr, sondern nur noch für Oestreich. Es kam ihm daher sehr erwünscht, als acht Tage nach der Verhandlung in Basel sich neue Friedensvermittler bei ihm einstellten. Da seine Schaaren sich mehr und mehr im Elfaß ausbreiteten, so hatte er sein Hauptquartier von Altkirch weiter abwärts verlegt nach Ensisheim. Hier nun erschienen Sonntags am 13. September Gesandte des Concils und der Städte Bern und Solothurn. Diese vereinbarten mit dem Dauphin einen neuen Waffenstillstand bis zum 9. October, um über einen allgemeinen Frieden zwischen den kriegführenden Parteien zu unterhandeln.

In der Zwischenzeit wurde das Verhältniß zwischen dem Dauphin und dem Hause Oestreich immer gespannter. Die Armagnaken waren in den östreichischen Gebieten des Elfaßes, und rheinaufwärts bis nach Waldshut, als Freunde empfangen worden. Aber das zügellose Kriegsvolk that auch hier nach seiner Gewohnheit und hauste bald wie in Feindesland, zum Schrecken von Arm und Reich. Alles seufzte unter dem Drucke dieser Bundesgenossen und verwünschte sie wie eine Landplage. Die Gleichgiltigkeit des Dauphin gegen Oestreich trat noch deutlicher hervor, als er gegen Ende September seine Vorhut aus den östreichischen

Waldstädten wieder zurückzog, also aus der Nähe des Kriegsschauplatzes entfernte, und sie gleichfalls im Elfaß in Quartiere legte. So kam es dazu, daß König Friedrich, der die Berufung der gefährlichen Gäste zu spät bereute, schon Anfangs October sich gegen sie erklären mußte. Fortan nahm der Dauphin nun keine Rücksicht mehr auf Oestreich. Der Waffenstillstand mit den Eidgenossen wurde noch um zwölf Tage verlängert, und auf den 21. October ein Tag nach Zofingen zusammenberufen. Hier nun wurde ein Vertrag vereinbart, durch welchen der Dauphin und die Eidgenossen sammt Basel sich gegenseitig Frieden und Freundschaft gelobten. Acht Tage später, am 28. October, wurde dieser Vertrag vom Dauphin zu Ensisheim besiegelt; er heißt deshalb der Ensisheimer Friede. Basel aber weigerte sich noch mehrere Wochen hindurch, diesem Friedensschlusse beizutreten, weil der Dauphin von der Stadt eine beträchtliche Kriegsschädigung verlangte. Erst als dieser seine Forderung zurückzog, da wurde auch zu Basel, am 25. November 1444, auf dem Kornmarke vor dem Rathause der Friede ausgerufen.

Mit Jubel wurde dieser Ruf vernommen, als eine sichere Bürgschaft dafür, daß die drohende Gefahr, die seit Monaten über der Stadt geschwebt, nun für immer gebannt sei. Dieser Erfolg war zunächst das Werk der Friedensvermittler, die den Vertrag zu Stande gebracht. Doch die wirklichen Retter der bedrohten Stadt waren jene Helden, welche draußen vor ihren Thoren so blutig unterlegen waren. Das Siechenhaus, das sie vertheidigten, hatten sie nicht zu retten vermocht — so wenig als sich selbst. Aber ihr heldenmüthiges Sterben hatte den Muth des Siegers überwunden, seine Zuversicht ihm geraubt und dadurch die Stadt, die er bedrohte, vor ihm gerettet. Es hat daher Basel alle Ursache, das Andenken der Gefallenen von St. Jakob in hohen Ehren zu halten.



Bemerkung.

Da der Inhalt dieses Neujaarsblattes von der herkömmlichen Erzählung der Schlacht bei St. Jakob vielfach abweicht, so sind einige kurze Andeutungen über die benützten Quellen dem einen oder dem andern Leser vielleicht nicht ganz unerwünscht. — Die Armagnaken schildert am ausführlichsten: Tuetey, *Les Ecorcheurs sous Charles VII.* (2 Bände). Das Verhalten Basels während dieser Invasion ist beschrieben durch Fechter im *Basler Taschenbuch* für 1862. Der Hergang der Schlacht endlich ist eingehend erörtert in einer Abhandlung des Verfassers: *Die Schlacht bei St. Jakob* (Basel — G. Detloff — 1877).

Von den Schlachtberichten der Zeitgenossen, auf welche unsere Darstellung sich stützt, finden sich die meisten in der *Säcularschrift* der Historischen Gesellschaft zu Basel z. J. 1844. Außer den dort gedruckten Berichten sind namentlich noch zu nennen: der Bericht Georg Schambochers, eines Augenzeugen, bei Deselius, *Scriptores rerum Boiearum*, Bd. I., und der Brief des Rathes von Basel an die Stadt Frankfurt, herausgeg. von Fechter im *Basler Taschenbuch* für 1864.